

Diocletian in Salona.

Biocellium in Calomna.

Diocletian in Salona.

(Aus dem Griechischen.)

E i n B r u c h s t ü c k.

Timolaus der Syrer an Agathias zu Messana.

Empfange hiermit, theurer Agathias, die geringe Gabe, welche ich dir verheiß. Bald nachdem mir Chrysaores, in vertrauten Unterhaltungen, die Geschichte seines Schiffbruchs und seiner Liebe, so wie den Inhalt seiner Gespräche mit dem Kaiser Diocletian Jovius mitgetheilt hatte, schrieb ich Alles sorgfältig aus der Erinnerung nieder. Benutze davon zur Geschichte unsers großen Lehrers, was dir seiner am würdigsten scheinen mag. Dir ist die Gabe verliehen, das Schöne und Gute gut und schön darzustellen. Und gleich wie Chrysaores an ächter Weisheit seinen Lehrer Porphyrius, den Tyrier, übertraf, so wirst du, Agathias, als Lebensbeschreiber, an Wahrheitsliebe und Reiz der Erzählung, den Jamblichus übertreffen.

Zwar hat auch Claudius Eusthenius, im ersten Buch seiner Geschichte, der Ankunft des Chrysaores in Salona und der Hochachtung des Diocletian für ihn Erwähnung gethan; aber die nähern Umstände sind ihm dennoch, so wie die Unterredungen des Kaisers mit dem Weisen, unbemerkt geblieben. Denn hätte er

sie gekannt, er würde viele denkwürdige Worte seines Herrn nicht unterlassen haben, aufzuzeichnen, da es ihm doch darum zu thun war, dessen Lobredner zu sein; auch würde er die Ursachen des Grams, in welchem sich die Fürstin Valeria, die Tochter Diocletians, verzehrte, nicht verschwiegen haben.

Wahrlich, theurer Agathias, wolltest du die rohen Stoffe, welche ich dir sende, reihen und ordnen, es würde Chrysaores der Peloponester durch dich heut' der Lehrer der Könige und der Großen werden.

1.

Die Bildsäule der Charis.

So lange unser Lehrer, der Peloponester Chrysaores zu Rom lebte, besuchte er nur das Haus des weisen Porphyrius, von dem er in der Weltweisheit und Beredsamkeit Unterricht empfing; und zu seiner Erholung nur die Villa des gelehrten und reichen Nepotianus. Denn, wie er zu sagen pflegte, im Hause des alten Porphyrius wurden seinem Geiste, und in der nepotianischen Villa, seiner Seele köstliche Gastmahle gegeben.

Es befand sich nämlich im Palast des Nepotianus, unter andern Herrlichkeiten der Kunst, eine Bildsäule der Charis, die an Schönheit Alles übertraf, was man je gesehen, und was selbst die größten unter den alten griechischen Meistern je hervorgebracht hatten. Die Schönheit lag aber weder allein im zarten Ebenmaß aller Theile, oder in der Zartheit, Wahrheit und Lebendigkeit der Formen, sondern in einer gewissen Anmuth des weiblichen Antlitzes und der ganzen Gestalt. Der Marmor schien nicht nur zu athmen, sondern süße Worte zu hauchen, und der durchsichtige Schleier einer unendlich schönen Seele zu sein, die dahinter schwebte. „Hätte mich,“ sprach Chrysaores, „die cyprische Göttin,

wie einst den stehenden Pygmalion, erhören und diese Bildsäule beleben wollen, ich würde mich wohl gehütet haben, sie um diese Gunst anzurufen. Denn ich müßte fürchten, der Wahrheit treulos zu werden und wie bezaubert im heillosen Wahnsinn unterzugehen, und der ewige Rausch der Seele hätte mir den Geist vergiftet.“

Er schied, als er nachmals Rom verließ, beinahe mit gleicher Traurigkeit von der Bildsäule, wie von seinem Lehrer Porphyrius. Denn an beide war er durch Gewohnheit des Umgangs und möcht' ich hinzusetzen, durch Dankbarkeit gebunden gewesen. Er begab sich aber zu jener Zeit nach Griechenland, um die dortigen Weltweisen zu besuchen, und dann von da nach Alexandrien in Aegypten überzugehen. Es war im dreißigsten Jahre seines Alters.

Allein schon den zweiten Tag nach seiner Abfahrt von Italien erhob sich ein großer Sturm auf dem Meere, dessen Gewalt mit jedem Augenblick zu wachsen schien. Die Seeleute arbeiteten lange, um des Fahrzeugs Meister zu bleiben, mit angestrengten Kräften. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als sich der unüberwindlichen Macht der Elemente zu unterwerfen. Die Meisten, selbst der Hauptmann des Schiffes, zeigten in ihren Geberden den Ausdruck der Verzweiflung auf die verschiedenste Weise. Die Einen heulten durch das Gebrüll der Wellen zum stürmischen Himmel, als wollten sie mit ihrem Geschrei dessen Barmherzigkeit erwecken. Die Andern wütheten, stießen Flüche aus und schlugen mit ihren Fäusten bald sich, bald die Wände des Schiffes, Wahnsinnigen gleich. Noch Andere saßen unbeweglich und bleich, wie Leichname, schon durch Furcht entseelt, ehe der Ozean sie verschlang. Nur zwei Schiffer, und zwar von den niedrigsten, blieben ohne alle Zeichen der Angst, und halsen mit großer Besonnenheit, wo sie noch nützen konnten. Als jedoch die Finsterniß der Nacht jedes Bemühen eitel machte, suchten sie einen Winkel,

und hier begannen sie von Zeit zu Zeit einen Gesang zum Lobe des höchsten Gottes. Daraus erkannte Chrysaores, daß diese Männer Christen waren, und er stimmte in ihren Gesang mit Freudigkeit und ermunterte sie zur Zuversicht.

Der Hauptmann des Schiffes, als er den Chrysaores und die beiden christlichen Männer hörte, erzürnte sich heftig, und schalt sie und gebot ihnen zu schweigen. „Denn,“ sagte er, „euer Frevelmuth spottet der Götter und beut ihrer Gewalt Hohn. Vielleicht kommt uns das Unglück nur eurentwillen, denn ich gewahre, daß ihr Christen seid!“ Dann rief er sogar seinen übrigen Schiffsleuten zu, man müsse die Mächte des Himmels und des Abgrundes durch ein Opfer versöhnen, und die Christen aus dem Schiffe ins empörte Meer stürzen. Vielleicht wäre sein Befehl auf der Stelle vollzogen worden; aber eine Welle, die in demselben Augenblicke über das Fahrzeug fuhr, schlug ihn zu Boden, daß er verstummte.

Chrysaores sprach: „Was ist's nunmehr? Liegt nicht überall das Grab unter uns? Die Mutterarme schaukelten den Säugling über der Gruft des Todes, und uns die Sturmwinde auf diesen Brettern über der allesverschlingenden Tiefe. Den, der da weiß, daß er ewig lebe, kann der Verlust des Leichnams nicht tiefer betrüben, als einen Wanderer der Verlust seines Mantels. Klein ist die Erde, ein Tropfen das Meer, aber unendlich das Vaterhaus, welches uns Jesus gewiesen. Darum wollen wir freudig athmen, so oder so. Der Allgegenwärtige ist uns im Säuseln der Frühlingsluft nicht näher, als im zermalmenen Brausen der Ungewitter und Wogen.“

Bei Tagesanbruch ward die Wuth des Ozeans, wenn auch nicht größer, doch sichtbarer. Das Licht schien nur gekommen zu sein, die Gräßlichkeiten der Todesarten zu beleuchten, welche die Nacht mitleidsvoll hatte verbergen wollen. Unaufhaltsam riß der

Wind das lecke Schiff den Felsen des illyrischen Ufers entgegen. Schon sah man sich hin und wieder von schwarzglänzenden Klippen umringt, welche bald unter den Wellen verloren gingen, bald wie Ungeheuer der Tiefe ihre starren Nacken aus dem weißen Schaum der Gewässer hervorstreckten. Da stieg die Verzweiflung, als es Mittag ward und der Felsen umher mehr wurden. Jede Woge schien den Tod zu tragen. Der Schiffshauptmann schrie dem Volke zu: „Stürzet die Christen in die Fluth, auf daß wir ihretwillen nicht alle verderben müssen!“

Bei diesen Worten wurde Chrysaores vom Hauptmann und einigen Ruderknechten ergriffen und über Bord geworfen. Der dem Tode Geweihte fühlte nur noch das kalte Andringen des Wassers; nichts sonst. Der Tod betrachtete ihn als seine Beute, und ließ ihn durch die Vorhallen des bewußtlosen Schlafes in sein Reich eintreten.

Doch unter heftigen Schmerzen erwachte Chrysaores noch einmal. Wie er die Augen aufschlug, und sie sich nach und nach entrübten, daß die verworrenen dunkeln Gestalten, wie aus Nebeln, bestimmter hervorgingen, erkannte er sehr deutlich die Charis aus der nepotianischen Villa, und wie sich die schöne Gestalt befeelt über ihn hinbeugte, dann wieder verschwand. Er lebte noch, aber nur im Zustande des Traums, in jenem Zwielficht, worin sich das Heitere des Erkennens mit der gefühllosen Finsterniß vereinigt. Er sank noch einmal ganz in diese zurück. Gleichwie sein Schiff vorher bald in der Wogentiefe, bald in der Wellenhöhe schwebte, auf und nieder: so seine Seele in der schwankenden Ebbe und Fluth des Lebens, welches bald in das Innerste zusammenging, bald sich wieder für Augenblicke in die äußern Sinne verbreitete.

Die Insel des Durras und der Fannia.

In einem der Augenblicke, da seine Seele wieder mit der Welt in Berührung trat, bemerkte er, daß er sich nicht mehr in der Nähe des Meeres und unter freiem Himmel befand, sondern in einem schmucklosen, doch saubern Gemach, auf weichem Lager hingestreckt. Neben ihm stand ein Mann mit zwei jungen Frauen. Als er aber die jüngste derselben näher betrachtete, war es die lebendig gewordene nepotianische Charis. Doch erregte ihm dieser Anblick weder Verwunderung noch Neugier, noch jene angenehme Empfindung, die er zu Rom beim Anschauen des schönen Steinbildes zu haben pflegte. So ganz losgebunden war sein Geist schon von allem Reiz irdischer Dinge. Er betrachtete das Wunderbare mit derjenigen Ruhe und Unempfindlichkeit, wie man zuweilen in Träumen den Gestalten längst verstorbener Personen, ohne Erstaunen, begegnet.

Erst am folgenden Tage, nachdem er aus einem langen und tiefen Schlafe erwachte, ward er mit den ihn umgebenden Dingen wieder vertrauter, und er antwortete, obwohl er sich schwach fühlte, auf die Fragen seines mitleidigen Wirthes. Er vernahm, daß dieser, ein Fischer, Namens Durras, ihn am Meere halb entseelt und blutig gefunden und ihn in seine Hütte getragen habe. Chrysaoros empfand Schmerzen an seinem verbundenen Haupte, und hörte, daß er an demselben zwei tiefe Wunden trage, aus welchen sich sein Leben, wäre nicht baldige Hilfe erschienen, unfehlbar verblutet haben würde. Die eine seiner Pflegerinnen war des Fischers Weib, welches Fannia hieß, und gewöhnlich von zwei jungen Kindern begleitet war, von denen sie das eine noch säugte. Die andere junge Frau aber, welche der Charis

glich, nannte Niemand. Auch erschien diese weder jetzt, noch in den nächstfolgenden Tagen wieder.

Dieser Fischer lebte mit Weib und Kindern ein höchst glückseliges Leben in der Einsamkeit einer Insel von geringem Umfang. Die ganze Insel war ein einziger Felsen, der, nahe an der dalmatischen Küste, unweit Salona, aus dem Meer hervorstieg. Sie ist mit vielen Klippen umgeben, und hat nur so viel Raum, daß sich die Hütte des Duras an einen bebuschten Felsen lehnen und daß der übrige Theil Platz zu einem Gemüsegarten, und zu einer Wiese für wenige Ziegen und Schafe bieten konnte.

Ungeachtet der Niedrigkeit seines Standes zeigte Duras in seinem Betragen viel Gefälliges, und ungeachtet seiner Dürstigkeit schien es ihm an nichts zu fehlen, was zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehört. Obwohl Duras und Fannia mit grober Kost vorlieb nahmen, trugen sie doch dem kranken Chrysaöres, sobald er Neigung zum Essen zeigte, seine und schmackhafte Speisen auf und sogar köstlichen Wein, um ihn durch die Kraft desselben zu stärken. Deß verwunderte sich Chrysaöres billig, und ihn schmerzte, den Aufwand seines Gastfreundes nicht sogleich vergelten zu können, denn er hatte vom Schiffe, außer seinen Kleidern, nichts gerettet. Darum, sobald er es vermochte, schrieb er nach Rom, und meldete sein Schicksal und verlangte Beistand an Geld, welcher ihm auch, noch ehe er die Insel des Duras und der Fannia verließ, in vollem Maße durch seine reichen und freigebigen römischen Freunde zu Theil ward. Von dem Schiffe, aus welchem man ihn und die beiden Andern geworfen hatte, ist nie wieder gehört worden. Ohne Zweifel war es vom Meere verschlungen worden.

Der Fischer und seine junge Frau, wie sehr sie es auch verheimlichen wollten, waren stille Bekenner Christi und keine Heiden. Dies bemerkte Chrysaöres aus vielerlei Umständen und

Neben, durch welche sich besonders Fannia verrieth, wenn sie mit ihren Kindern allein war, und glaubte, daß der Kranke im Schlafe liege. Um seine Gastfreunde aller Furcht und alles Zwangs zu entbinden, hob er eines Tages selbst an, von göttlichen Dingen zu reden und die unendliche Liebe des ewigen Vaters mit den Worten Jesu zu preisen. Als die Fischerfamilie solches hörte, ward ihre Freude groß und ihre Theilnahme an seinem Schicksale noch zärtlicher. Er betete oft mit ihnen gemeinsam.

Er mochte ungefähr fünf Tage in dieser glücklichen Hütte gewohnt haben, da trat eines Abends mit Fannia eine Fremde in das Gemach. Es war der lebendig gewordene Marmor der nepotianischen Villa. Jetzt zum ersten Mal übermannte ihn das Erstaunen über das Unerklärliche. Denn er hatte bisher, was er am ersten und zweiten Tage gesehen, für Gaukelspiel der Einbildungskraft gehalten, wie in hitzigen Krankheiten nicht selten ist, auch seinen Gastfreunden nicht davon reden mögen. Nun aber, da die Charis ihn in mitleidsvollen Tönen anredete, hemmte die Ueberraschung seine Sprache, daß er nicht antworten konnte, ja bei seiner großen Schwäche sank er ohnmächtig und bewußtlos zurück.

Nachdem er wieder genesen war und zu seiner Stärkung einige Tropfen Weins verlangte, nahm die Charis die Schale Weins selbst aus Fannia's Händen, kniete vor dem Lager des Kranken nieder und hielt ihm den Wein an die Lippen, denn er war zu schwach, das Trinkgefäß zu nehmen. Es entging ihm nicht, daß diese fremde Gestalt, obgleich einfach, doch köstlicher gekleidet war, als Fannia; und sowohl die Feinheit ihrer Gesichtszüge, als die Zartheit ihrer Hände verkündeten, daß sie der Familie des Fischers auf keine Weise angehöre. Daher, indem er ihr dankte, sprach er: „Ich weiß nicht, wodurch ich armer Schiffbrüchiger würdig bin, von dir bedient zu werden.“ — Sie aber erwiederte er-

röthend: „Sollt' ich einst je den Vorwurf hören: ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besucht? Was ihr einem der Geringsten thut, das habt ihr mir gethan.“

Aus diesen Worten erkannte Chrysaores, daß die Charis eine Christin sei, und er segnete sie. Und im folgenden Gespräch verbarg er ihr nicht länger, warum ihr Erscheinen ihm so große Verstärkung verursacht habe. Wie aber von der marmornen Göttergestalt im Landhause des Nepotianus Rede war, gerieth die Forchende in sichtbare Verlegenheit. Mit gesenkten Blicken und glühenden Wangen wandte sie sich ab, wie in tiefer Beschämung, entweder wegen Aehnlichkeit ihrer Person mit einer heidnischen Gottheit, oder wegen des Lobes ihrer Schönheit. So deutete Chrysaores auch die Blödigkeit der Charis, und schwieg alsbald und redete von andern Dingen. Sie aber schien nachdenkend geworden, sprach nur Weniges und begab sich von hinnen.

Erst nach ihrer Entfernung bereuete Chrysaores seine Unvorsichtigkeit und empfand er unbeschreibliche Sehnsucht, die Wunderbare wieder zu erblicken. Als die Fischerin Fannia zurückkam, welche ihre Freundin bis zum Ufer des Meeres begleitet hatte, wo Duras diese in seinen Nachen aufzunehmen und an das feste Land hinüber zu fahren pflegte, fragte Chrysaores nach dem Namen und Wohnort der Fremden. Fannia antwortete mit stockender Stimme und Betroffenheit, worüber Chrysaores billig erstaunte. Sie sprach: „Meine Freundin hat mir unter sagt, dir, als einem ihr unbekannten Manne, ihren Namen zu nennen, weil sie Ursache hat, auch den Zufall zu meiden, der sie, und daß sie Christin sei, verrathen könnte. Heiße sie also immerhin Charis, wie du sie bisher zu heißen pflegtest, wir verstehen uns dann schon. Auch hat sie mir geboten, dir zu sagen, wenn du nach deiner Genesung je an das feste Land gehen und sie irgendwo erblicken würdest, mit keiner Geberde und keinem Worte zu verrathen,

daß du sie kennst, um sie nicht unglücklich zu machen. Denn ihr Vater, ein ruhiger Privatmann in Salona, aber ein Mann von strenger Denkart und geschwornen Feind des christlichen Glaubens, würde es ihr hart entgelten lassen, mit dir Bekanntschaft gepflogen zu haben; ja, er würde ihr die Erlaubniß versagen, jemals wieder die Insel zu besuchen, oder vielmehr, er würde uns von dem kleinen Eilande vertreiben und uns ins Elend stoßen. Denn das Eiland ist sein Eigenthum, und wir genießen dasselbe unbeschränkt durch die Güte seiner frommen Tochter."

Von dieser Zeit an hütete sich Chrysaor, weiter nach dem Namen der Charis zu forschen. Seinen Gedanken konnte er jedoch nicht wehren, oft bei derselben zu sein. Die Wunden seines Hauptes und die wiederkehrenden Fieber hielten ihn mehrere Wochen im Zimmer zurück. Unterdessen empfing er Briefe von den Freunden in Rom, und des Reisegeldes mehr, als er bedurfte. Von Salona ließ er sich mit anständigen Kleidern versorgen.

Als er so weit genesen war, daß er an einem schönen Morgen zum ersten Male die Hütte verlassen und auf der Insel umhergehen konnte, begegnete ihm Fannia mit den Kindern. Fannia erschrak, denn sie hatte ihn nie außer der Wohnung gesehen und erkannte ihn anfangs in den neuen Gewändern nicht. Als sie sah, es sei Chrysaor, rief sie: „Hochgelobt sei der Allbarmherzige und Gnadenreiche, der dir geholfen! Fürwahr, ich glaubte, du seiest ein Fremdling. Ich kannte dich nicht mehr, und hätte nie geglaubt, daß du ein so stattlicher Mann wärest.“ — Nun ging auch das Kind, welches sie an der Hand führte, vertraulich zu ihm. Denn man hatte ihn bisher nur mit verbundenem Haupte und im Bette gesehen.

Chrysaor aber genoß der heitern Lust und des frischen Lebens unter dem freien Himmel mit Wollust. Er breitete seine Arme weit aus, als hätt' er Himmel und Meer umarmen mögen,

wie lange vermiste Freunde. Er hat mir oft von dem unaussprechlichen Entzücken dieser Augenblicke geredet, und wie sich seine Augen nicht am Grün des Laubes und der Kräuter, oder am glänzenden Wogenspiegel des Meeres hätten ersättigen können. Vor ihm hing, jenseits der Wellen, das dalmatische Gestade, gleich einem großen unbeweglichen Bilde, mit zerstreuten Häusern am Ufer. Da sah er die Thürme und Paläste der reichen Stadt Salona nah' am Gestade, durch eine von Säulen und Schwibbogen getragene Wasserleitung an die kaiserlichen Prachtgebäude Diocletians geknüpft, die eher einer zweiten Stadt, als einem ländlichen Aufenthalt glichen.

Indem er noch die weit über das Meer schimmernden Lustörter betrachtete, wo damals ein großer Fürst, den man den Vater der Kaiser hieß, nach freiwillig niedergelegter Weltherrschaft, der ländlichen Ruhe im weit vorgerückten Alter genoß, unterbrach ihn in seinen Betrachtungen über Diocletians ehemalige Größe und dessen Rückkehr in die Dunkelheit des Privatlebens, der Anblick eines Bootes. Dieses tanzte, überdeckt gegen die brennenden Sonnenstrahlen, auf den Wellen, der Insel zu. Chrysaores erkannte im Schiffe bald seinen Gastfreund Duras. Als derselbe gelandet hatte, trat unter dem Verdecke die Charis hervor.

Sie erschrak, als sie des Chrysaores ansichtig ward, nicht minder wohl er selbst. Doch als sie ihn erkannte, neigte sie sich freundlicher gegen ihn, und er führte sie zur Hütte in den Schatten der schützenden Weinreben und Delbäume. Da nun ward das Genesungsfest des gemeinschaftlichen Freundes gefeiert. Chrysaores sprach von seinen frühern Begebenheiten, von seinen Reisen und Schicksalen, und wie er, gerührt durch die Tugend und Standhaftigkeit der christlichen Bekenner, schon früh, als Jüngling, den Glauben Jesu ergriffen und ihn durch Umgang mit christlichen Lehrern und durch das Lesen ihrer Schriften in sich befestigt habe.

Auch wie ihm zu Tyrus der gelehrte Syrer Dhyne das ganze Leben Jesu aus einem Buche, genannt Evangelium der Nazaräer, erklärt habe, wodurch er zur lebendigsten Ueberzeugung in den Sachen unsers heiligen Glaubens gelangt sei.

Die Fischerfamilie und die Charis hörten ihn mit großer Aufmerksamkeit. Du hast ihn gekannt und die eigenthümliche Anmuth seines Vortrags, mit welcher er alle Gemüther an sich zu fesseln wußte.

Seit diesem Tage erschien die Charis öfter auf der Insel, um den Weltweisen zu hören. Der Geist der Salonitanerin war eben so kenntnißvoll und gebildet, als ihre äußere Gestalt ein Abbild vollendeter Schönheit. Sie richtete viele Fragen an ihn, welche theils den christlichen Glauben und widersprechende Meinungen über die Person des gekreuzigten Gottesgesandten, theils die Natur und Fortdauer des menschlichen Geistes, theils das Verhältniß der Welt zum Schöpfer des Weltalls betrafen. Sie war geraume Zeit von einem Schüler des Amelius unterrichtet worden und vermengte vielfach die philosophischen Phantasien Plato's mit der erhabenen Einfalt dessen, was Christus in den Umgebungen Jerusalems gelehrt hatte.

Indessen waren, wie sich Chrysaoros nicht verbergen konnte, die fast täglichen Unterhaltungen mit der schönen Wißbegierigen seiner Gemüthsruhe keineswegs wohlthuend. Er fühlte die volle Wiederkehr seiner Gesundheit, aber zugleich das Erkranken seines Herzens. Darum beschloß er, ehe seine Vernunft gänzlich der Leidenschaft unterthänig ward, die Insel und die Charis zu verlassen und seine Reise nach Griechenland fortzusetzen.

Als Duras und Fannia diesen Entschluß hörten, baten sie ihn herzlich und rührend, die Abreise noch um einige Wochen zu verschieben, und die Charis, mit Thränen in den Augen, flehte so wehmüthig, weniger mit Worten, als Geberden, daß er nicht widerstehen konnte. Die zugegebenen Wochen verflogen aber auf

dieser stillen Zauberinsel, wie Chrysaores sie zu nennen pflegte schneller, als die ersten. Er fühlte, daß längeres Bleiben sein Unglück vergrößern würde.

In einem Gespräche mit der Charis kündigte er seinen unwandelbaren Entschluß an, folgendes Tages abzureisen. — Sie erblaßte bei diesen Worten, daß sie ward, wie der Marmor ihres Ebenbildes im Landhause des Nepotianus.

„Ich begreife,“ sprach sie, „daß der Aufenthalt in dieser Einsamkeit und dieser einförmige Umgang mit uns dir nicht zusagen können.“

„Oder allzusehr, und dann um so schlimmer für mich!“ entgegnete Chrysaores.

„Ja,“ sagte Charis, „du mußt von hinnen. Gott sei mit dir, tugendhafter Chrysaores. Dein Andenken wird auf dieser Insel noch oft gefeiert werden und mir heilig bleiben.“

Sie sprach die letzten Worte, denn Wehmuth wollte sie hemmen, mit großer Anstrengung.

Wirklich nahm Chrysaores am folgenden Morgen von Duras und Fannia und den Kindern Abschied. Seine Dankbarkeit und ihre gutherzige Liebe wetteiferten auf rührende Weise. Duras führte ihn an das dalmatische Ufer hinüber, wo er sich in die Stadt begab, um das Nothwendige zur Fortsetzung der Reise zu veranstalten.

3.

Die Gärten des Kaisers.

In denselben Tagen war zu Salona ein Fahrzeug von Korinth angekommen, welches dahin nach acht oder neun Wochen zurückkehren wollte. Obgleich dies eine lange Frist war, zog Chrysaores doch vor, die Zeit der Abfahrt desselben geduldig zu erwarten, statt

eine Reise zu Lande nach irgend einem Meerhafen zu machen, um dort eine ungewisse Gelegenheit nach Griechenland zu finden. Ohnedem kannte er den Hauptmann des Schiffes persönlich aus einer frühern Zeit, und als rechtschaffenen Mann, der dem Christenthum zugethan war. Er nannte sich Philo.

An schönen Abenden oder Morgen machte Chrysaores, während dieser Verzögerung, Lustgänge durch die fruchtbaren Umgegenden Salona's; bald zum muschelreichen Meeresbusen und zur Bucht, voll immerwährenden Lebens von Fischerbooten und Fahrzeugen ankommender oder abfahrender Reisenden; bald zu den schattigen, wilden Gebirgen, die ihre fahlen Scheitel hoch über die Stadt erheben. Endlich auch, in einer kühlen Tagesfrühe, näherte er sich dem prächtigen Palast und den Gärten Diocletians, des Kaisers, wenige Stunden Weges von Salona entlegen.

Hier wohnte schon seit einigen Jahren der außerordentliche Mann, welcher, Sohn eines Freigelassenen, sich zum Throne der Cäsaren emporgeschwungen, glanzvolle einundzwanzigjährige Herrschaft über die Welt geführt, dann, nachdem er Urheber eines neuen Reichs und Bewunderung des Zeitalters geworden, freiwillig in den Ebenen Nikomediens den kaiserlichen Purpur abgelegt, dem Geräusch der Feldlager und dem Glanz des Thrones die stille Einsamkeit des dalmatischen Landgutes vorgezogen hatte. Keiner der Weltherren vor ihm hatte ein so großes Beispiel der Selbstbefiegung gegeben; wenige werden in künftigen Jahrhunderten den Muth haben, ihm zu folgen. Seine alten Legionen hörten nicht auf, ihn zu vergöttern; die Cäsaren nicht, ihn mit ihrer Ehrfurcht zu umringen, und die erstaunten Völker nicht, ihn als ein wunderbares Räthsel mit abergläubiger Aufmerksamkeit zu betrachten.

Weil sowohl den Fremdlingen, als den Einwohnern von Salona verboten war, sich dem Landsitze des Kaisers ohne besondere Erlaubniß zu nähern, blieb Chrysaores unweit der Gärten auf

einer Anhöhe, von wo er im Schatten alter Steineichen den Palast und die ganze Gegend überschauen mochte.

Er bewunderte mit Recht den Geschmack des ehemaligen Herrn der Welt, welcher den reizendsten Punkt seines unermesslichen Reiches in Europa, Asien und Afrika zum Ruheplatz auslesen konnte, aber in die dalmatische Heimath seiner Mutter, zu den anmuthigen Spielräumen seiner längstverschwundenen Jugendtage zurückgekehrt war. Die Unschuld, Genügsamkeit und Stille der kindlichen Welt hat für die unter langen Stürmen gereifte Weisheit des höhern Alters anziehenden heiligen Zauber. Denn zwischen jener Unschuld und dieser theuer erkauften Weisheit dehnt sich die heiße Wüste des Lebens mit ihren Leidenschaften und schmerzlichen Irrpfaden, da wir nichts erringen, als Ermüdung und Reue, indem wir gleich Wahnsinnigen, den wesenlosen Gaukeleien des Ehrgeizes, der Wollust und des Goldburses nachrennen.

Chrysaores war ungewiß, wohin er sein Auge wandte, welcher Aussicht er den Vorzug geben müsse? Gegen Mitternacht und Morgen heben sich dort, jenseits der Stadt Salona am Meer, in starren, finstern Gestalten und wunderbaren Auszackungen die hohen Gebirge zu den Wolken. Sie zeigen keine Nähe, keine Ferne, sondern scheinen, wie wildes Gebilde des Pinsels, auf den blendend blauen Himmelsgrund hingemalt zu schweben. Aber gegen Mittag und Abend falten die fruchtbaren Ebenen der Küste ihren Reichtum auseinander. Landgüter, Dörfer, Weinberge und wie durch Kunst geschaffene Lustwäldchen. Der Thau des Morgens erfrischt das ewige Grün, und die Kühle des Seewindes mäßigt die Glut der Sommermonde. Der Anblick des Meeres ermüdet hier nicht durch das Einerlei seiner unendlichen Fläche: sondern von zahllosen umbüschten Inseln, malerisch in die Wellen gepflanzt, überall verschönt, gleicht es einem weiten See, der die Majestät seiner Größe durch Anmuth des Einzelnen mildert.

Zwischen allen diesen Umgebungen erhebt sich die Pracht des kaiserlichen Palastes. Er scheint nicht der Landschaft willen dahin gebaut, sondern diese erst für ihn, wie ein ungeheurer Garten, eigends geschaffen worden zu sein. Mit seinen großen und zahlreichen Gebäuden bedeckt er den Raum einer kleinen Stadt. Er ist ein weitläufiges Geviert, jede der äußern Seiten sechs- bis siebenhundert Schuh lang. Vier breite Straßen durchschneiden in rechten Winkeln das Ganze voll Ebenmaßes. Man zählt da viele Tempel der Götter; und sechszehn Thürme strahlen mit ihrem Golde über die Ebene. Die starken Mauern sind aus gehauenen Marmor der Steinbrüche von Tragutium; viele der hohen Säulen sind aus buntem Granit gemeißelt und blendend geschliffen. Ein breiter, fünfhundert Schuh langer Säulengang gewährt schattige Kühle und lachenden Blick in die Uferlandschaften.

Als Chrysaores von der Höhe herab einen Fußweg gegen die Diocletianischen Gärten wählte, begegnete er einem betagten Manne, aus dessen einfacher, aber zierlicher Kleidung er urtheilte, daß derselbe einer von des Kaisers Dienern sei. Nachdem sich beide begrüßt, und Chrysaores die Frage, wer und wess Landes er wäre, welches die Ursache seines Aufenthaltes zu Salona, und seines Lustwandels in dieser Nähe des Palastes sei, beantwortet hatte, erbot sich der Alte, ihn in dem Palast des Diocletian umher zu führen, weil er ein Aufseher der kaiserlichen Gärten sei.

Sie gingen also mit einander zu den großen Gebäuden, und durch die prachtvolle Hauptpforte, wie beinahe Rom keine herrlichere hat, in das Innere. Chrysaores, nach seiner Gewohnheit, behielt unter allen Wundern der Baukunst seine natürliche Gelassenheit, doch versprach er, als Kenner und mit Gefälligkeit, die Zierlichkeit des Atrium, die Tempel, die Bäder, die ägyptischen, cyzicenischen und korinthischen Hallen.

„Dein Beifall scheint mir etwas kalt.“ sagte der Alte; „hun-

bert Andere, selbst die Cäsaren, welche vor dir hieher kamen, geriethen beim Anblick dieser Meisterwerke des Meißels und Pinsels in Entzücken.“

„Ich ehre die menschliche Kunst und bewundere ihre Werke,“ antwortete Chrysaores, „wiewohl sie der göttlichen Kunst der bildenden Natur unendlich nachstehen. Ich würde noch größeres Gefallen an diesen Arbeiten hegen, wenn mir nicht beständig ein finsterner Gedanke den Genuß trübte, nämlich daß diese Kunstwerke alle doch nicht Werke der harmlosen Liebe des Schönen, sondern nur Schöpfungen menschlicher Hoffart und Fußgestelle eiteln Stolzes sind. Die Natur selbst würde minder schön und bewundernswürdig sein, wenn ihr Wesen nicht die absichtsloseste Unschuld und ein reines Selbstgefallen an ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit wäre.“

Der Alte schien den Weisen nicht zu verstehen, und betrachtete ihn mit einer Art Befremdung; doch führte er ihn weiter.

Als sie um die Ecke eines Tempels traten, erblickten sie unter hohen Wölbungen eines Säulengangs einen Zug vornehm gekleideter Matronen und Jungfrauen neben sich vorbeiwandeln. Sämmtliche waren in Würde und Schönheit mit einander wetteifernd; aber an ihrer Spitze die Vornehmste, welche die Gebieterin der Uebrigen zu sein schien, übertraf an Adel und Reiz der Gestalt und Bewegung Alle. Wie der Zug näher kam, erschraf Chrysaores und verlor beinahe das Bewußtsein, denn er erblickte die Charis, welche er auf der Insel des Duras gefunden hatte. Sie wandelte an der Spitze aller Jungfrauen. Die Charis schien auch ihn wieder zu erkennen, denn Röthe übersog ihr Antlig, vor welchem sie alsbald den golddurchwirkten Schleier vom Haupte niederzog.

Der Alte und Chrysaores verbeugten sich tief vor dem erlauchten Zuge, der vorüberging und bald verschwand. Dann erfuhr der

fragende Grieche vom Aufseher der Gärten, daß jene junge Schöne die aus dem Bade gekommene Fürstin Valeria, des Kaisers Tochter, sei. — Der edle Schüler des Porphyrus verbarg bei diesen Worten seine Bestürzung, und um sich selbst zu zerstreuen und die gefährliche Erscheinung zu vergessen, erkundigte er sich eifriger nach allen Merkwürdigkeiten, die ihm gewiesen wurden. Nachdem er aber sich dankend von dem gefälligen Greise beurlauben wollte, sprach dieser zu ihm: „Peloponester, was scheint dir unter Allem, was du gesehen, das Merkwürdigste in diesen Palästen?“

„Das, was ich nicht sah,“ antwortete der Weise, „nämlich Diocletian, der Imperator.“

„Begehrtst du es, so kann ich dir auch ihn zeigen!“ entgegnete der Aufseher der Gärten.

„Ich danke dir für dein unbelohnbares Wohlwollen,“ sagte Chrysaoros; „allein um den Kaiser zu sehen, würd' ich keinen Fuß zum Schritt bewegen. Denn was liegt mir daran, seine Greisengestalt und das köstliche Gewand zu schauen, in das er sie verhüllt? Alles das ist nicht Er. Ich müßte im Umgang seinen Geist erblicken. Den zeigst du mir nicht, wie du mir jene Bildsäulen und Wandgemälde zeigen konntest.“

Aber hastig fiel ihm der Aufseher ins Wort und rief: „Doch eins habe ich dir zu zeigen vergessen, vielleicht von Allem das Sehenswürdigste und wo der Kaiser am liebsten zu verweilen pflegt. Es ist die große Säulenhalle an der Mittagsseite, mit der Aussicht zum Meere. Folge mir, in diesem Augenblick ist Diocletian nicht dort.“

So gingen sie und traten in die ungeheure Säulenhalle, ihrer ganzen Länge nach mit Schönheiten der Bildhauerkunst und Malerei auf der einen, und mit den lieblichsten und mannigfaltigsten Aussichten in die Landschaft auf der andern Seite bereichert. Längs den Wänden sah man hin und wieder köstliche Ruhebänke, bunte,

morgenländische Teppiche und einige Tische, besetzt mit goldenem und silbernem Geschirr, worin Erfrischungen bereit standen, wie man sie des Morgens zu nehmen pflegt. Einige Herren und große Hofbeamte wandelten in der Halle, die Frische des Tages zu genießen.

Als sich Chrysaores und sein Begleiter diesen näherten, kamen sie, verneigten sich in großer Ehrerbietigkeit, und erwiesen dem Alten an der Seite des Peloponesiers kaiserliche Ehrenbezeugungen. Nun erkannte Chrysaores, wer sein Führer gewesen sei, und er beugte das Knie vor dem erlauchten Greise. Denn es war Diocletian selbst.

Der Kaiser aber nahm traulich die Hand des Chrysaores, führte ihn zu einem Ruheplatze, setzte sich zu ihm und sprach: „Nicht du hast abzubitten, sondern ich, denn ich hatte dich getäuscht. Sei unbefangen, wie du es bisher gewesen. Ich bin nicht Kaiser, sondern ein zufriedener Landmann, der seinen eigenen Kohl baut, und zuweilen über seine Vergangenheit, wie über einen Traum, lacht.“

4.

Der Mann auf dem Thron.

Während die kaiserlichen Diener Erfrischungen darboten, genas Chrysaores von seiner ersten Ueberraschung, und er nahm ganz wieder jene liebenswürdige Eigenthümlichkeit an, in der er alle Gemüther an sich zog, ohne zu wissen, welche Macht er habe. Sonder Zweifel hatte diese wunderbare Verbindung von Hoheit und Zärtlichkeit, in seinem Gemüth voll wohlwollender Hinnegung zu jedem Sterblichen und voll natürlicher Erhabenheit über die gewöhnlichen Bestrebungen der Menschen, auch den Imperator gerührt.

„In der That, Chrysaores,“ sagte Diocletian, „dein Name ist mir nicht ganz fremd geblieben. Ich hörte ihn mehrmals. Er

ist älter oder ehrwürdiger, als deine Gestalt. Ich wunderte mich billig, in einem so jugendlichen Manne den berühmten und gefeierten Priester der Weisheit zu sehen."

"Vater der Cäsaren," erwiderte Chrysaoros, "laß dich's nicht wundern, wenn du das Natürlichste von der Welt siehst. Weder das Kind noch der Greis bedarf so sehr der Weisheit, als der Mann in der Fülle seines Lebens, um sich selbst zu retten. Der Jüngling erbt diese Waffe von der Unschuld des kindlichen Alters. Er, noch nicht von den Schlechtigkeiten und Vorurtheilen der Welt, die er erst kennen lernen soll, bestochen und vergiftet, darf nur den Sinn für das Gute und Schöne festhalten. Das ist die Urkunde von der Verworfenheit und Verkehrtheit des Zeitalters, daß man den gesunden Menschenverstand für Uebernatürliches, zuweilen für Gefährliches hält, und die schlichte Stärke eines tugendhaften Gemüths, wie Schwärmerei des Wahnsinns, oder Albernheit würdigt. Auch du bist ein Weiser, Vater der Cäsaren, und bewunderungswürdiger, als viele, die ich sah. Aber du mußtest deine Heimkehr zur Wahrheit und Natur theurer bezahlen, als ich."

Diocletian lächelte und sagte: "Ich zahlte jedoch nicht Alles mit eigenem Gelde. Das grauköpfige Alter schoß mir gute Summen dazu bei."

"Wie jedem; aber nicht jeder erkaufte damit, Cäsar, was du!" versetzte der griechische Weise: "Mir mußte es unendlich leichter sein, natürlich zu bleiben, als dir, es wieder zu werden. Du spieltest mit eigenen und fremden Leidenschaften großes Spiel, und gingst plötzlich in die Stille einer Unschuldswelt zurück. Einst in ungeheurer Vielthätigkeit, als Allgebieter, die Loose der Völker prüfend, die Schicksale der Welttheile ordnend, konntest du plötzlich der Ruhe und Einförmigkeit ländlicher Beschäftigungen angehören; das Leben an Höfen, auf Reisen, in Feldlagern mit

dieser Einsamkeit vertauschen, und den Umgang mit Königen, Feldherren und Gesandten auf den Umgang mit dir beschränken. Wahrlich, das that noch kein Alleinherrscher, oder nicht freiwillig, wie du, und Tausende von den Großen, die nach dir leben, werden dir den Ruhm dieser Gemüthsstärke nicht streitig machen.“

Der Kaiser lächelte und sagte: „Du bist, scheint es, gleich gewandt in der Sprache des Hofes, als der Schule.“

„Allerdings hättest du Ursache,“ entgegnete Chrysaorea, „mich einen Schmeichler zu schelten, wenn ich nicht eins noch hinzufügen würde. Viele Menschen können aus Verdruss oder Begeisterung groß handeln, ohne groß zu sein und zu bleiben; und mancher kann noch, wie du, das Diadem freiwillig ablegen, aber hinten nach die Neue nicht verhehlen. Daß dich aber die Neue noch nicht beschlich, hat die Welt aus der Antwort erfahren, welche du den Gesandten des Cäsar Maximian gabst, als er dich aufforderte, den kaiserlichen Purpur wieder anzulegen.“*)

Der Kaiser antwortete: „Maximian ist ein unruhiges Kind in grauen Haaren, und auch im Privatstande noch Fürst geblieben, wie vorher; das heißt, ein Taub-Blinder, der, aller Sinne beraubt, nur das Gefühl für Purpur behalten hat.“

„Wie, Vater der Cäsaren,“ rief der Peloponesier aus, „vergleichst du die Herren der Völker, welche man sonst die Allsehenden, Allhörenden, Allwissenden, Allmächtigen nennt, mit den Unglücklichen, welchen die Natur Gehör und Gesicht versagte?“

Der Cäsar Diocletian erwiederte: „Wen zu ihrer Nähe die

*) Nach dem Aurelius Victor antwortete er: „Könnt' ich dem Maximian die Kohlköpfe zeigen, die ich mit eigener Hand gepflanzt, er würde mir nicht zumuthen, diese glückselige Ruhe mit den Stürmen des Ehrgeizes zu vertauschen.“

Götter auf die Höhe des Throns erheben, der sieht die Erde zu seinen Füßen nicht mehr und höret nicht mehr der Völker Geschrei, denn er schwebet in den Wolken des Himmels. Er sieht nur noch hinab mit den erkaufen Augen seiner Vertrauten, höret nur noch mit den erkaufen Ohren seiner Rätthe und Feldherren, und handelt nur noch durch ihre Hände, aber weiß nichts von Allem, was er thut. Getrennt vom Volke, kennt er es nur durch gemiethte Sinne, und die Wahrheit bleibt ihm verborgen. Wenn sich die Rätthe und Vertrauten vereinigen, aus Eigennuz, oder aus Vorurtheil, um ihre Fürsten zu täuschen, oder wenn sie selber betrogen sind, so wird er bei der größten Weisheit albern handeln, und mit dem wohlwollendsten Herzen ungerecht. Er verleiht die wichtigsten Aemter an die Bosheit oder Unfähigkeit, und stößt die Verdienstvollsten und Tugendhaftesten seines Volkes zurück. Er weiß es nicht, denn er höret und siehet nicht, weil er taubblind ist, und nicht anders sein kann."

Chrysaores sagte darauf: „Daß man anders sein könne, hast du bewiesen."

„Willst du meiner spotten, Peloponester?" rief der Imperator unwillig: „Siehst du nicht die Verwirrungen der heutigen Welt, das Gähren und Treiben der Völker? Ich meinte, so lang' ich auf dem Throne saß, ich könne das Alles mit leichter Hand meistern; man sagte mir, die Welt unter meinem Zepter wohne zufrieden und glücklich in seltener Ordnung; nur einige Schwärmer, einige Unruhegeister treiben Spuk, hieß es. Und als ich aus den Wolken niedergestiegen war unter die Menschen, wie sah ich da Alles anders! Selbst verfluchen hört' ich viele meiner Thaten, auf die ich am stolzesten gewesen."

„Wenn du, mein Herr und Kaiser, so von dir urtheilst," sagte Chrysaores, „wie sollen diejenigen von sich urtheilen, welche dir nicht an Hoheit des Geistes gleich stehen?"

„Entweder werden sie überall nichts urtheilen,“ antwortete Diocletian, „oder nach den schmeichlerischen Reden ihrer Höflinge das Beste von sich. Ehe ich den Purpur anlegte, sah ich die Fehler derer, die ihn trugen; darum hofft' ich, ihre Mängel zu meiden. Gemeine Geister auf dem Throne, die nicht schlafen, sondern selbstthätig herrschen mögen, werden gegen ihre Rätthe und Vertrauten entweder allzuunmäßiges Vertrauen, oder zu großes Mißtrauen, hegen. In beiden Fällen verrathen sie, nebst kindischer Eitelkeit, das heimliche Gefühl ihrer Schwäche. Denn die, welche sich und ihren Ruhm und ihr Reich blindlings Andern überlassen, glauben unübertrefflich gut gewählt zu haben, und verzichten in unmäßiger Bescheidenheit auf den eigenen Verstand. Sie bleiben in grauen Haaren unmündige Kinder und gehören in die Schule, nicht an die Spitze großer Reiche. Ihre Alleinherrschaft wird zerrüttende Vielherrschaft der Ehrgeizigen und Habsüchtigen, mit denen sie sich umringen, oder der Buhlerinnen, Lieblinge und Verschnittenen, die ihrem Leibe, aber nicht ihren Völkern dienen.“

Chrysaorēs sprach: „Nie wird die Geschichte dir, wenigstens nicht dir, diesen Vorwurf machen.“

„Ich hoff' es, auch nicht den des zu großen Mißtrauens in Kenntniß und Willen Anderer!“ fuhr der Imperator fort: „Denn von jeher verabscheute ich Fürsten, welche den Glauben an die Redlichkeit der Welt verloren haben, oder sich erleuchteter dünken, denn die weisesten ihrer Unterthanen. Solche haben fast jederzeit ein boshaftes Gemüth, in dessen finstern Spiegel die Bilder der Welt verdüstert fallen; oder sie sind voll Eigensinnes und Hochmuthes, der das Bessere neben sich haßt und in rastloser Ernstthätigkeit Tugend und Einsicht neben sich entbehrlich machen will, damit Keiner zu träumen wage, neben ihnen Etwas zu sein. Sie dulden, ohne oft Tyrannen zu sein, alle Foltern

der Furcht, welche Tyrannen empfinden; sehen überall Verschwörungen und Schleichwege; behandeln das Wichtigste, wie das Unwichtigste, selbst; thun nichts, weil sie Alles verrichten wollen, und das Kleinste und Größte mit gleicher Sorgfalt behandeln, sie mögen sich eigenhändig den Bart scheeren, oder eine Stadt schleifen lassen.“

„Du schildest die Alltagsfürsten,“ sagte Chrysaöres, „aber du gehörst ihrem verachteten Haufen nicht an. In dir liegt höhere Kraft. Du wußtest dich zu beherrschen und kanntest die zarte Linie zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig des Vertrauens, weil du mit seltener Menschenkenntniß ausgestattet warst. Und dennoch hattest du zur Unzufriedenheit mit dir Ursache?“

Diocletian sprach: „Der Mann auf dem Throne soll mehr sein, als ein Bürger; darum genügen für ihn die häuslichen und bürgerlichen Tugenden allein nicht. Wer sich selber zu beherrschen weiß, versteht darum noch kein Reich zu beherrschen. Nicht vergebens wird das Regieren die schwerste Kunst geheißen. Wohl ist sie schwer, denn ich habe gefunden, in ihr vollendet zu sein, übersteigt die menschlichen Kräfte. Ich habe die besten Schulen durchlaufen und blieb dennoch Lehrling bis jetzt.“

„Erlaubest du mir, zu wissen, welche Schulen du für die besten eines künftigen Länderbeherrschers hältst?“ fragte der Weise.

„Ohne Widerspruch das Heer und den Krieg!“ antwortete der Kaiser: „Hier lernt der einsige Gebieter erst den Umfang des möglichen Gehorsams, dann den Umfang des Befehlens; er gewöhnt das Auge an feste Ordnungen, das Herz in plötzlichen Gefahren zur Unererschrockenheit, den Geist zur Aufmerksamkeit auf Alles und zur nieschlummernden Thätigkeit. Er unterscheidet das Ganze von den Theilen, und löset die Haupttheile wieder in ihre Unterabtheilungen auf und verknüpft sie wieder. Freunde, Feinde, Muthige, Feige, Ehrliche und Verschmißte umringen ihn und be-

gegen ihn. Er lernt sie auf den ersten Augenblick kennen und bei der ersten Gelegenheit an den Platz stellen, der ihnen gebührt. Der Staat ist, wie das Heer; und in ihm, wie in diesem, das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet. Wer eine Macht von einigen hunderttausend Streitern wohl zu verwalten und zu führen weiß, dem wird nicht zu schwer, einem großen Reiche vorzustehen. Im Unterhandeln mit feindlichen Feldherren lernt man mit fremden Mächten vorsichtig verfahren."

Chrysaorēs sagte: „Der Staat ist allerdings einem Heere nicht unähnlich; aber das Heer selbst ist doch nur ein Theil des Staates, hat auch nicht den Zweck des Staates, so wenig das Schwert, welches der Mensch trägt, der Zweck des menschlichen Daseins, sondern nur eines seiner vielen Mittel ist."

„Darum ist es leichter, ein Heer, als ein Reich beherrschen!“ entgegnete der Imperator: „Aber ich sprach von der Schule, nicht von der Welt, in der die Regeln angewandt werden. Auch im Staat muß Ordnung und Eintheilung, muß stufenweiser Befehl und Gehorsam bestehen. Das römische Reich, über drei Welttheile verbreitet, ist freilich zu groß, um von einem einzigen Manne wohl beherrscht zu sein. Ich nahm Mithras an, und vertheilte die Macht; trennte die bürgerliche und kriegerische Verwaltung in allen einzelnen Zweigen; gab allem Einzelnen wieder besondere Aufseher, und vervielfältigte die Aemter. Das Räderwerk griff fest in einander; es ging langsamer, aber sicherer. Nie war die römische Welt so stark in sich selbst gebunden und geordnet; nie hatte einer meiner Vorfahren auf dem Thron die ganze Verfassung der Reiche und Provinzen so in seiner Gewalt, als ich. Das ungeheure Werkzeug meines Willens war vollendet, und mein Wille war gut. Ich wollte das Glück der Welt, Frieden, Wohlstand meiner Unterthanen. Ich glaubte das goldene Zeitalter der Dichter wieder zu bringen. Man sagte mir, es sei vorhanden. Was fand

ich? Aufrühre, Verzweiflung, Unzufriedenheit aller Orten. —
Warum? Ich saß auf dem Throne als ein Taubblinder.“

„Also lag der Staat, dein Werkzeug, nicht in deiner Hand?“
fragte Chrysaores: „Wer konnt' es dir entreißen?“

„Meine Stellung, meine Höhe,“ antwortete Diocletian: „Ich
sah meine Völker nicht, sondern nur vier und fünf meiner
Räthe; jeder derselben sah nicht meine Völker, sondern seine un-
tergeordneten Verwalter; diese sahen meine Völker nicht,
sondern ihre persönlichen Feinde und Freunde, ihre Vor-
urtheile, ihren Gewinn und Verlust, ihre Geliebten, ihre Günst-
linge. Ich hatte die weisesten Männer zu obersten Beamten des
Reichs gesetzt, aber von den untersten Beamten, die das Volk
unmittelbar berühren, empfingen sie ihre Belehrungen über
desselben Bedürfniß und Zustand. Eben diese niedrigsten Beamten
sind nothwendigerweise auch allezeit die unwissendsten, eigennützig-
sten und kriechendsten. — In wessen Hand lag der Staat und das
Glück meiner Völker? Mit wessen Augen sah ich; mit wessen
Ohren hört' ich? Wer unterrichtete mich? — Lerne daraus, Chry-
saores, der du Vieles weißt, daß die sinnreichste Zusammenord-
nung der Gewalten des Staats, daß der vortrefflichste Wille eines
thätigen Fürsten und die größte Weisheit und Tugend seiner Rath-
geber nicht hinreichend sind, ein Reich zu beherrschen, das heißt,
die große Mehrheit der Unterthanen zu beglücken.“

Chrysaores verbeugte sich und sprach: „Ich vernehme deine aus-
traurigen Erfahrungen geschöpfte Lehre mit der ihr gebührenden
Chrfurcht. Doch hat es einst glückselige Zeitalter, frohe und
blühende Völker unter weisen Herrschern gegeben, die vielleicht
dir nicht an Geistesgröße glichen. Sollten wir die Weltgeschichte
Lügen strafen?“

Der Kaiser entgegnete: „Oft bringen die Zeiten freiwillig das
Glück ohne Mühe, welches mit vergeblichen Anstrengungen der

Mensch suchte. Dem Feldherrn schreibt man nicht selten den Gewinn einer Schlacht zu, während der Zufall den Sieg entschieden hatte. Oder glaubst du im Ernst, Chrysaores, daß die Weisheit eines Fürsten zur Beglückung der Unterthanen hinreichend sei? — Lehre mich das Geheimniß kennen, auf dem Throne bestimmt zu sehen, deutlich zu hören, und Wahrheit zu erkennen, und ich will dir danken, obwohl ich das Geheimniß nicht mehr benutzen kann.“

„Imperator,“ sagte der Weltweise, „deiner Weisheit hat zu diesem Räthsel nie der Schlüssel gefehlt, sondern vielleicht nur die Neigung, ihn am Räthsel zu versuchen. Denn wenn du irgend einen Menschen sädest, dessen kummervolle Gestalt dich reizte, ihm zu helfen, würdest du ihm, ohne die Ursache seines Kummeres zu kennen, Arznei bringen, oder ihm lieber Geld geben? Würdest du ihm in der Meinung, er sei vom Wandern müde, dein Pferd anbieten, oder ihm, wenn du glaubtest, er traure über den Tod seines Sohnes, Trostorte sagen?“

„Ich würde ihn fragen um die Ursache seines Leidens!“ antwortete Diocletian: „Der Arzt heilt den Kranken nicht, bevor er aus dessen Munde die Art und den Sitz seiner Schmerzen vernommen.“

„Der Kranke, o Cäsar,“ sprach Chrysaores, „ist das Volk, der Fürst ist der Arzt. Dieser Arzt kann den Kranken nicht heilen, weil er ihn nicht selbst befragt, ja nicht einmal durch seine Diener fragen läßt, sondern auf das bloße Gutachten und Meinen von diesen sich verlassend, Arzneien verordnet.“

„Die Vergleichung ist übel gewählt!“ entgegnete der Kaiser: „Das Volk hat keine Stimme. Und hätt' es die Stimme, es würde unfähig sein, den Sitz seines Leidens zu beschreiben, oder zu sagen, was ihm Linderung schaffen könnte.“

„Das Volk hat keine Stimme,“ erwiderte Chrysaoros, „wo ihm Schweigen geboten und nur den Dienern des Fürsten zu reden erlaubt ist. Hätt' es die Erlaubniß zur Sprache empfangen, es würde mit Weisheit reden. Denn woher wählt der Herr des Reichs Feldherren und Rathgeber, als ebenfalls aus der Mitte des Volks? Wahrlich, der Herr des Reichs kennt nur wenige Einzelne, welche ihm der Zufall näher führt, und tausend Andere nicht, welche im Besitz weit größerer Gaben, in dunkler Ferne stehen bleiben. Sie würden für sich selbst nicht unweiser reden, als für die Sache des Herrn. — Wer einen einzelnen Menschen beglücken will, muß ihn fragen. Wer ein Volk beglücken will, soll es hören. Diejenigen, welche du, o Vater der Cäsaren, Taubblinde auf den Thronen heisset, würden sehen und hören und Wahrheiten erkennen, wenn sie nicht, durch eine endlose Reihe der Diener, vom Volke geschieden ständen, sondern dieses selbst reden ließen, und sie es selber anhörten.“

„Jedermann hatte freien Zutritt zu mir. Ich hörte auch den Geringsten!“ sagte Diocletian.

„Deine Menschlichkeit ist weltbekannt und gepriesen, o Cäsar,“ sagte der Peloponesier, „aber die Einzelnen, welche sich deiner geheiligten Person näherten, sprachen nicht vom Leiden des Volks, sondern ihrer eigenen Noth. Würdest du jeder Provinz deines unermesslichen Reichs gestattet haben, die Weisesten und Edelsten ihrer Bürger, als deren Sprecher, in einem Senat zu versammeln: dann hätte der Mund der Senate Noth, Bedürfniß und Zustand der Provinzen offenbart; dann hätte dir die vereinte Einsicht der Klügsten Mittel zur Hilfe angedeutet, Mittel, die auch dem Weisesten der Sterblichen verborgen bleiben, weil er nicht die Kenntniß aller Vortlichkeiten, Gebräuche und Vorurtheile der Länder und ihrer Bewohner besitzt. Wem ist gegeben, Alles zu durchschauen und zu wissen? Durch die Senate der Völker wäre

die Einsicht und Weisheit der Menschheit, o Cäsar, deine Einsicht und Weisheit geworden; bisher aber war dein Regentenwissen nur das, was dir die beschränkte Ansicht weniger Höflinge und Rätthe zu erkennen gestattete. Dann hättest du nicht nur vernommen, was deine Vertrauten und Rätthe über Beschaffenheit, Kräfte und Treue deiner Unterthanen urtheilten: sondern du hättest Gegenrechnung über Beschaffenheit, Werth und Treue der von dir angestellten Amtleute, Richter und Statthalter empfangen. O Cäsar, unter Myriaden von denjenigen, welche deinem Zepter unterworfen waren, hat dich oft nicht ein einziger Mensch selber gesehen; darum hat jeder dich nach den Beamten beurtheilt, welche du in die Provinzen schicktest, als wäre jeder Stellvertreter des Fürsten dessen Ebenbild. Wenn je dich Provinzen grausam hießen, oder geldgierig, oder verschwenderisch, oder geizig, oder geistesarm, so geschah es, nicht weil du es warst, sondern, weil du dich also im Treiben deiner Stellvertreter, ohne zu wissen, den Völkern gezeigt hast. Du aber kanntest die Tausende deiner Amtleute nicht, hattest sie nicht einmal selbst erwählt!“

Der Kaiser schien dem Weltweisen Beifall zu geben durch seine Geberden, doch sagte er: „Mit Cäsar Augustus endete das Unwesen der alten Republik, deren Tugenden verschwunden waren. Die römische Welt war eines Alleinherrn bedürftig und sie empfing ihn. Seitdem lag es in der Staatsklugheit der Kaiser, nie wieder das Volk in Senaten neben sich aufwachsen zu lassen, damit Reich und Thron unerschüttert blieben.“

Chrysaorès erwiederte: „Nie hat ein Senat Thron und Reich erschüttert, weder vor noch nach Augustus. Aber die prätorischen Cohorten, die Legionen und ihre Befehlshaber erschütterten Thron und Reich, oder am Hofe der Cäsaren die Selbstsucht der Höflinge und Lieblinge, die Laster eines

Perennius, Plautianus, Sejanus. Erröthete doch wenigstens der Senat noch, wie gesunken er auch schon in den Tagen des Cäsar Comodus war, als die Kriegsknechte den Thron der Welt an den Meistbietenden verkauften und ihn dem feigen Julianus verhandelten! Die Kriegsknechte errötheten vor solcher Schmach nicht; der Senat aber erröthete noch!“

„Wie?“ rief Diocletian: „Möchtest du das Ungeheuer der Vielherrschaft wieder in die Welt zurückkehren lassen?“

„Nein, schon der weise Homer sprach: Einer sei Herr! und alle Völker rufen es ihm aus Herzensgrunde nach, weil sie lieber friedlichen Genuß ihres Eigenthums, als Unsicherheit wollen!“ antwortete Chrysaöres: „Einer sei Herr! Aber der Beste sei es und der Weiseste. Der Weiseste aber ist, welcher das Licht der ganzen Nation in sich trägt. Dies können Einzelne nicht verleihen; die ganze Nation gibt es aus sich. Einer sei Herr! Der ist's, welcher vom Thron herab sein Volk mit eigenem Ohr hören, mit eigenem Auge sehen kann; dann nur ist er eigenen Willens und eigener Hand. Wer mit gedungenen Ohren hört, und mit bezahlten Augen sieht, folgt nicht eigenem, sondern fremdem Sinn. Er trägt den Purpur, und die Knechte haben des Fürsten Zepter und Schwert. Sie sind die Vielherren! — Ihnen gehorcht der Fürst und das Land. Der Fürst ist nur der Glanz ihrer Macht. Und will er aus sich selbst handeln, handelt er falsch, weil er nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann.“

„Sei billig, Chrysaöres,“ sagte Diocletian, „und glaube, daß auch unter den Räten der Kaiser tugendhafte und uneigennützig Männer stehen, welche ihren Herrn lieben und ihm gern Wahrheit offenbaren.“

„Allerdings,“ antwortete Chrysaöres, „doch auch der Tugendhafteste kann die Wahrheit nicht geben, wenn er sie nicht selber

hat. Und der nächste am Thron sieht das Volk so wenig mit eigenem Auge, als der auf dem Thron sitzt. Er berichtet, wie die bezahlten Unterbeamten berichten. Uebrigens, mein Herr, und Kaiser, liebt Niemand den Fürsten wahrhaft, der nicht das Volk liebt, denn das Volk ist der Leib des Fürsten und der Fürst die Seele des Volks. Was ist eine Seele ohne ihren Leib und ein Fürst ohne sein Volk? — Du kennest die Menschen, o Cäsar, wie Wenige sie kennen, und weißt es, daß Jeder sich selbst vor allen Andern lieb hat. So liebt denn auch das Volk den Kaiser nur des Volkes selbst, und nicht des Kaisers willen, und wünscht ihn des Volkes willen weise, wohlunterrichtet und mächtig und unabhängig, weil ein unweiser, übelbelehrter, schwacher und fremder Leitung unterworfenen Fürst kein Volk glücklich machen kann, auch wenn er wünscht, es zu können. Eben so lieben auch die Höflinge und hohen Staatsbeamten den Fürsten nicht seiner, sondern ihrer selbst willen. Weil sie Reichthümer sammeln, alleingewaltig schalten und die Lust der höchsten Würden und Ehren ungestört schmecken wollen, sehen sie mit Furcht, wenn der Fürst besser belehrt, als sie, ist, und er nach eigener Einsicht unabhängig regiert. Darum drängen sie sich zwischen den Thron und das Volk, daß der Fürst nicht selber sehe und höre; ihr Vortheil ist es, dem Landesbeherrscher das Volk verdächtig zu machen, als unruhig, roh, Meuterei und Aufstand liebend. Darum werden sie zu aller Zeit ihrem Gebieter Entfernung vom Volke empfehlen und die Errichtung der Senate in den Provinzen als Schwächung kaiserlicher Machtvollkommenheiten schildern. Denn sie wissen gar wohl, daß das Zutrauen des Volkes und die bessere Belehrung keineswegs die Macht und die Einsicht des Herrschers verkleinere, sondern vergrößere. Nicht das aber, sondern Vergrößerung ihrer eigenen Macht wollen sie. Auch

haben sie, wegen ihrer eigenen Handlungen, wenn dieselben tadelhaft wären, weniger Furcht vor den zwei Augen des Fürsten, als vor den hunderttausenden der Nation, denen nichts zu verbergen ist. Darum heißen sie das Volk verstummen, auf daß sie allein reden dürfen; und wie das Volk, aus Liebe zu sich selbst, den Fürsten einsichtsvoll und unterrichtet wünscht, so wünscht der Höfling, aus Liebe zu sich selbst, das Gegentheil."

Als Chrysaores endete, stand der Kaiser plötzlich auf, und that einige Schritte durch die Halle und schien finster und gedankenvoll zu werden. Der Weise trat zu ihm und sprach: „Mein Herr und Kaiser, sollt' ich deine Ungnade verschuldet haben? Da du selbst von Taubblinden auf dem Throne redetest und mich um das Geheimniß fragtest, wie man im Purpur die Wahrheit sehen und hören, und Glück und Unglück der Unterthanen erkennen möge, mußte meine Antwort diese sein: der Fürst gebe seinem Volke eine gesetzliche Zunge und höre es mit eigenem Ohr, obwohl die Großen neben ihm es nicht wollen."

Diocletian lächelte huldreich und erwiderte: „Du hast als Weiser gesprochen, nicht als Fürst. Mit Recht aber ist ein Fürst eifersüchtig auf seine Macht. Lehre mich nun ein zweites Geheimniß, ohne welches die Offenbarung des ersten nichts fruchtet. Wenn ein Volk reden kann, wird es auch handeln wollen; wenn es Rath ertheilen darf, diesen aber verworfen sieht, wird es erbittert ihn endlich erzwingen wollen. Es wird beginnen, erst sich selber Gesetze zu geben, und damit enden, dem Fürsten Gesetze zu machen. Wie stellst du die Alleinherrschaft des Einzigen den Völkern gegenüber sicher?"

Ihm entgegnete Chrysaores: „Dadurch, daß sie ihnen nie gegenübersteht; oder auch dadurch, daß der Fürst einzeln stärker bleibe, als jeder einzelne Theil seines Reichs ist."

„Du mußt deutlicher sein!" bemerkte Diocletian dem Weisen.

Dieser sagte darauf: „In kleinen Staaten, wie vordem Athen, Theben, Sparta, auch Rom, gewesen sind, ehe dieses seine Herrschaft über ganz Italien und über die Alpen verbreitete, ist es möglich, daß das gesammte Volk als ein freies Gemeinwesen in einem einzigen Senate dargestellt erscheine. Denn da ist einerlei Sitte, Sprache und Himmel, auch einerlei Bedürfniß gemein. In einem solchen Staate ist die Herrschaft nur geborgen, so lange der Thron nicht dem Volke gegenüber, sondern in dessen Mitte steht. Wo solches ist, muß das Volk im Fürsten, der Fürst im Volke leben, und der Fürst wird dann mit geringen Machtmitteln großen Reichen furchtbar sein. — Aber in einem Weltreich, Cäsar, wie das römische, welches vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules, und von der lybischen Wüste bis zum ewig gefrorenen Meere reicht, kann kein gemeinsames Bedürfniß, kein gemeinsamer Wille, kein Gesetz stattfinden, welches überall wohlthätig wäre. Denn da ist mancherlei Volk, Sitte, Gemüthsart, Himmelsstrich und Sprache. Was dem Aethiopier gerecht schiene, würde dem Britannier grausam dünken; und was den Parther erhöhe, würde den Gallier erdrücken. Eine kleine Haushaltung ist besser zu führen, als eine große; ein mäßiges Gemeinwesen vollkommener einzurichten, als ein weitläufiges. Darum laß jeder Völkerschaft, jeder Provinz ihr eigenes Hauswesen, ihren eigenen Senat, ihr eigenes Wort an den Fürsten. Alle unter einander unabhängig und ohne Gemeinschaft, finden dann im Thron ihren verbindenden Mittelpunkt; als einzeln hilfsbedürftig, finden dann in der Macht dessen, der über die Gesamtheit herrschet, Möglichkeit der Hilfe oder des Schutzes. Keine einzelne Provinz wird je sich stark genug dünken, dem Gebieter aller andern das Gesetz zu machen, und die tollkühne Meuterei der einen wird von der Ergebenheit und Treue der andern, oder ihrem Neid, verrathen oder gedämpft werden.“

Der Kaiser sprach: „Wäre Chrysaores früher gekommen, hätte Diocletian seiner Mitkaiser entbehren können.“

Sie setzten beide die Unterredung noch lange fort. Der Imperator erzählte von der Denkart des Maximian, und der beiden Cäsaren Constantius und Vicinus. Auch wollte er dem Weltweisen nicht die Rückkehr nach Salona gestatten, sondern so großes Gefallen fand er an diesen Gesprächen, daß er ihn bat, in seinem Palaste zu bleiben, wo er ihm die prachtvollsten Zimmer anwies, und ihn zu seiner Tafel einlud.

5.

V a l e r i a.

Er stellte den Chrysaores den Bornehmsten seines Hofes, den Männern und Frauen vor, und sagte: „Nachdem ich die Welt viele Jahre beherrscht habe, lern' ich von diesem Manne die Kunst des Herrschens.“ — Besonders empfahl er seiner Tochter Valeria den Umgang des Weltweisen, daß sie aus der Weisheit seines Unterrichts Trost gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens schöpfe.

Anfangs schien die schöne Fürstin den Umgang des Weisen eher meiden, als suchen zu wollen. Drei Tage lang wich sie ihm aus, bis der Zufall sie ihm entgegenführte, als er aus dem Schatten des hohen Cypressenhains hervortrat, da er der kühlen Abendluft im Freien genoß.

Beide, als sie sich erblickten, schienen Bedenken zu tragen, einander zu nahen. Aber die Fürstin zuerst setzte ihre Schritte fort und sprach: „Warum wollen wir uns länger fliehen, Chrysaores? Muß ich nicht glauben, der Himmel selbst führe uns überall zusammen?“

„Deinen Scherz, edle Fürstin,“ sagte er, „wär' ich nur allzugeneigt, als Ernst anzunehmen, wüßt' ich nicht, daß der Mensch,

gern sich selbst betrügend, den Zug seines Herzens zum Zug der Vorsehung machen möchte.“

„Da dich mein Vater ehrt,“ sagte sie, „warum sollt' ich, seine Tochter, mir Gewalt thun, nicht deiner Freundschaft und deines Umgangs zu genießen, so lange es erlaubt ist?“

Chrysaores senkte den Blick zur Erde und sprach: „Warum? — o Fürstin, aus freundlichem Mitleiden! Denn was bin ich und werd' ich, wenn du, ohne deinen Willen, mich mir selber entreißest? Jeder Ton deines Mundes, jeder Blick deiner Augen stürzt meine Seele in einen Rausch, worin das Bewußtsein erstickt. Du weißt es, wie deine Bildsäule in der Villa des Nepotianus mich Unglückseligen verblenden konnte. Du aber weißt es nicht, daß schon auf der Insel des Duras Pflicht und Leidenschaft einen schweren Kampf in mir kämpften. Soll ich der Verbreitung der Wahrheit und des göttlichen Lichts auf Erden angehören: so muß ich jeder Verbindung entsagen, die mich an eine Erdscholle heftet. Darum floh ich von der Insel des Duras, eh' ich zu deinen Füßen meinen Wahnsinn bekannte. Und die, zu der ich damals noch glaubte aufschauen zu dürfen, steht jetzt vor mir als erlauchte Tochter eines Kaisers, und als eines Kaisers Wittve.“

Es schwieg Chrysaores, ohne aufzusehen. Aber auch Valeria blieb stumm vor ihm. Und als er nach langer Stille, da die Fürstin kein Wort erwiderte, die Augen zu ihr aufschlug, sah er Thränen auf ihrer Wange und ihren Blick sinnig zur Erde geneigt. Ein unendlicher Liebreiz umfloß ihre Glieder. Indem der Hauch des Abends den golddurchwirkten Schleier bewegte, der wie eine Sternenvolke ihren Leib umschwamm, und ein Strahl der Sonne sich durch die Zweige der Cypressen über sie ergoß, ward ihm, als sähe er ein Wesen höherer Welten.

„Es ist zuviel!“ seufzte er, und ein Schauer ging durch seine Glieder, und gern hätt' er sich entfernt.

„Verlaß mich nicht!“ sagte Valeria: „Verlaß mich nicht! Ich habe mein Herz vor Gott geprüft und mich rein von Vorwürfen gefunden. Welche Verwandlungen in mir vorgegangen sind, seitdem ich dich auf der Insel des Duras gefunden, begreif' ich nicht; aber ich bin an denselben unschuldig. Seitdem ist jeder meiner Gedanken ein Gedanke von dir, und jeder meiner Odemzüge ein Seufzer für dein Wohl. Noch ist mir kein Sterblicher erschienen, wie du. Es ist auch kaum, als wenn du der Sterblichen einer wärest. Es ist nichts Sündliches, sondern etwas Heiliges in den Empfindungen, die jetzt mein Leben sind. Darum bekenn' ich sie. Ich weiß, daß ich, von dir einst getrennt, ausgelöscht muß, wie das Licht, dem man die Nahrung genommen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, denn nun hab' ich gelebt. Meine Liebe, Chrysaores, ist das Werk meines Gottes. Der fürstliche Glanz, der mich umgibt, ist das Werk menschlicher Eitelkeit. Die Wahl ist nicht schwer.“

Chrysaores sagte: „Fürstin, du gibst mir das Entzücken und die Verzweiflung mit demselben Hauch deines Mundes. Im Gefühle meiner Seligkeit erschrecke ich vor mir selber, denn ich bin Verbrecher an der menschlichen Ordnung, durch meine Gefühle.“

„Es gibt, glaub' ich,“ sagte Valeria, über alle menschliche Ordnung eine göttliche. Und in dieser will meine Seele wohnen. Gott und die Natur sind den Erfindungen des menschlichen Stolzes, den Vorurtheilen der Völker, den wandelbaren Einrichtungen ihrer gesellschaftlichen Zustände fremd. Die bürgerliche Welt kann eine That Verbrechen heißen, weil sie gegen ihre Stiftungen anstrebt, und vor Gott steht diese That sündlos, weil sie dem ewigen Gesetz der Natur gefolgt ist.“

„Ach, meine Fürstin, verzeih' es,“ rief Chrysaores, „ich muß dem verführerischen Scharfsinn meiner Leidenschaft widerreden, so lange ich's vermag. Denn es gibt nicht zweierlei Sittenlehre,

nicht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. Unter welchem Volk auf Erden wir stehen, sind wir der Ruhe und Glückseligkeit desselben das Opfer unserer Neigungen schuldig; denn die Glückseligkeit Aller gilt mehr, als Befriedigung unserer Eigenliebe. Aber die Glückseligkeit eines Volkes hängt an seinen Begriffen, wie mangelhaft diese auch sein mögen, und an den Ordnungen, die es sich gesetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Wenn schon zum Beispiel die Natur nicht Vielweiberei zum Verbrechen stempelt, wird sie doch zum Verbrechen und zur Sünde wider Gott in dem Lande, wo bürgerliche Ordnung sie untersagt. Denn Sünde ist's, wenn der Mensch seine selbstsüchtige Begier nicht bindet, um die Vorstellungen der Landesgenossen von dem, was recht, tugendhaft und ehrbar ist, zu schonen. Diese Vorstellungen sind die Grundlage aller öffentlichen Glückseligkeit, Ordnung und Sicherheit eines Volks. Es gibt nur eine Tugend, sie betrete die Pfade der Natur oder der bürgerlichen Welt. Sie hat immer denselben Sinn, wenn schon nicht dieselbe äußere Gestaltung."

"So sage mir, Chrysaores, o sag' es mir, bin ich Verbrecherin?" rief die Fürstin lebhaft: „Was kann dies Herz dafür, daß es für dich schlägt, wie nie für einen der Sterblichen? Ich habe es ihm nicht geheißen, ich kann es davon nicht entwöhnen. Und was hast du verbrochen, daß dich deine tugendhafte Seele an die meinige hängt? Deine Gefühle, sind sie deine Kunst oder dein Werk? Gleichwie du den unempfindlichen Marmor geliebt hast, welchen Timolaos, der Bildhauer, meiner Gestalt nachgeformt hat: so will ich dich lieben in Unschuld, ohne Hoffnung und Furcht. Chrysaores, so liebe auch du die kaiserliche Tochter ohne Hoffnung, ohne Furcht."

Der Weise antwortete: „Das reine Wohlgefallen am Schönen und Guten ist die Urkunde vom himmlischen Ursprung unserer

Geister; aber nichts Irdisches darf die Urkunde beflecken. Vom leisesten Hauch der Leidenschaft wird sie unleserlich. Ach, Valeria, du bist einer Heiligen gleich, an welcher die Sinnenwelt keine Macht mehr hat. Aber mir ist das ruhige Wohlgefallen in einer stürmischen Sehnsucht zu Grunde gegangen. Du bist schon mein Gedanke, mein Gefühl, meine Vergangenheit, meine Zukunft geworden. Ich bin nicht mehr ich, sondern in deinem Leben aufgelöst. Ich weiß nicht, was ich will; aber ich erkrankte ohne dich, und bei dir ring' ich zwischen Sein und Nichtsein. Soll ich mich selbst retten, muß ich dich fliehen."

"Nein, Chrysaores," sagte Valeria, und legte die Hand auf die seinige, „du bist edler, als du meinst, und stärker, als du denkst. Deine Liebe werde die Prüfung und Uebung eines tugendhaften Muthes. Was ist denn die Weisheit, wenn sie nicht eine Gotteskraft ist, zur Ueberwindung seines Selbstes? Der ist in der Schlacht der Tapfere, welcher dem Tod unerschrocken ins Antlitz blickt, nicht der die Gefahr flieht. Weiser Chrysaores, fliehe nicht."

Ihr antwortete Chrysaores: „Man ist nicht mehr weise, wenn man trunken ist. Aber ich bin ein Trunkener durch deinen Zauber. Nüchtern zu werden, muß man nicht einen Rausch durch den zweiten ertränken wollen; und eine Leidenschaft zu übermannen, muß man sie nicht sättigen, sondern ihr die Nahrung entziehen, daß sie sterbe. Wer sich für stark genug hält, der Gefahr zu spotten, ist schon in der Gefahr; und wer sich erlaubt, mit der Sünde zu spielen, ist schon an sie verspielt. Du mahnest mich zur Selbstüberwindung, Fürstin! Mich selbst überwinden, heißt deinen Blick fliehen; denn bei dir zu sein ist mein Sehnen. Den gefährlichsten Wunsch des Herzens erfüllen, heißt nicht, ihn besiegen, sondern ihm unterliegen."

Traurig blickte Valeria ihrem Freunde ins Antlitz und sprach: „So flieh! Einst sagte ich auf der Insel: so flieh, es ist besser.

Nun sprich' ich: flieh oder bleibe, es ist nie besser. Nenne mir den Tag, an dem du uns verlassen willst; dann weiß ich, wann mein Sterben anfängt. Nein, nenne ihn nicht. Gott hat uns barmherzig die Zukunft verhüllt. Ueberrasche mich unverhofft, wie der Tod. Es ist gut, daß ich nichts weiß; so schmeichelt sich meine Hoffnung von einem Tage zum andern, und ich schmecke die Lust der Gegenwart in klarer Schöne. Ich fürchte nun schon dein Scheiden nicht mehr, denn ich fürchte den Tod nicht. Oder meinst du, Sterben sei ein Schweres?"

Behmüthig drückte Chrysaores die Hand der Fürstin an seine Brust und sprach: „Es ist dem Geiste nichts schwerer zu tragen, als die Sünde. O du Verlobte des Heilandes, der für dich starb, du trägst das Leben leicht, denn es ist rein. Wie soll das Sterben dir schwer sein, wenn du das Leben abwirfst? Aber, Valeria, es in Schmerz und Gram verlieren, weil uns die heilige Pflicht scheidet, das ist ein schweres Sterben, denn es ist sündig. Willst du Selbstmörderin sein?"

„Selbstmörderin!“ schrie Valeria: „Was redest du, Chrysaores?"

Er erwiderte: „Ob das Gift des Schierlingskrautes, oder das Gift des eigensinnigen Grames unser Leben endet, ohne daß wir es wehren, welch' ein Unterschied ist's! Kämpfe, fromme Christin, überwinde! Sei du selbst wieder Herrin, nicht dein Gefühl und dein Schmerz!"

Da warf sie sich weinend an die Brust des Chrysaores und sagte: „Zerfleische mich und sage, ich soll nicht bluten; tödte mich und sage, ich soll nicht sterben; fliehe und sage, ich soll athmen und lächeln. Hab' ich mir die Liebe nicht gegeben, wie soll ich sie mir ausreißen? Der Schmerz kommt ungerufen, wie die Freude, durch das Thor des Herzens, und der Geist kann es nicht wehren, daß sie kommen und in das Haus einkehren, das er bewohnt. O,

daß ich kalt wäre, wie der gefühllose Marmor meines Bildes! Ist es Sünde, wenn die Liebe mich belebt, ist es Sünde, wenn die Liebe mich tödtet: wie soll ich meine Seele retten, da ich entweder leben oder sterben muß?"

„Lebe, liebe! aber beherrsche Leben und Liebe, o Valeria!“ rief Chrysaoros bewegt: „Dahin sollen wir ringen. Darum will ich kämpfen; das wird mir gelingen. Fühlt sich der Geist von den Freuden und Schmerzen des Lebens ergriffen, es sei! — überwältigen lassen soll er sich nicht. Er hat gegen die Macht des Irdischen eine Zauberwaffe, die jeden Angriff vereitelt, seine Herrschaft festhält und den Sieg dann noch rettet, wenn er nahe daran ist, entrisen zu werden.“

„Nenne mir, du Starke, nenne mir die Wunderwaffe!“ rief Valeria: „denn es ist noth, daß ich die Hand auch nach dem schwimmenden Halm strecke, damit die Fluth mich nicht verschlinge.“

„Zerstreuung! ohne Zaudern, Zerstreuung!“ sagte Chrysaoros und führte plötzlich die Fürstin aus dem Schatten der Cypressen in die freie Heitere, in den Anblick des väterlichen Palastes, in die Nähe des goldenen Thores, wo die geschäftigen Menschen aus- und einwandelten.

Die überraschte Fürstin ermannte sich, drückte den Schleier auf ihre Augen und lächelte dankbar den Weisen an.

„Wahrlich,“ sprach sie, „du bist ein Weiser! Du nennst und reichst mir die Arznei.“

6.

Die Verfolgungen der Christen.

Es hat mir Chrysaoros bekannt, daß er selber glaube, dieser Arznei mehr bedürftig gewesen zu sein, als die kaiserliche Tochter. Denn ein so kindlichreiner, frommer und edler Geist, wie Vale-

riens, würde auch in der häßlichsten Hülle entzückt haben; so wie hinwieder die Anmuth ihrer Gestalt, das Ebenmaß ihrer Glieder, die Zartheit und Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge auch aus dem geistlosen Marmor Gluth in die männliche Brust zu senden vermögend war. Nicht unwillkommen sei ihm daher, beim Eintritt in den Palast, gewesen, einem der Diener Diocletians zu begegnen, der ihn zu seinem erhabenen Gebieter einlud. Denn Diocletian pflegte die Stunde des Sonnenuntergangs und der ersten Dämmerung gern in der großen Säulenhalle unter erheiternden Gesprächen hinzubringen, wenn er aus dem Bade gestiegen war, und die kühle Meerluft des Abends genießen wollte.

„Glaubst du nicht auch,“ sagte er zu dem Weltweisen, „daß, wie jeder Tag seinen Morgen und Abend, ja wie solchen Morgen und Abend die ganze Natur des Jahres mit dem Frühling und Herbst, und wie ihn jeder Mensch mit der Kindheit und dem Alter hat — glaubst du nicht auch, daß die gesammte Menschheit einen gleichen Wechsel ihrer Tageszeit, einen Morgen und einen Abend habe? Der Gedanke hat mich schon oft beschäftigt. Ich weiß nicht, ob er eine Frucht meines hinsälligen Alters, oder meiner reifern Betrachtung der Dinge ist? Denn das heutige Geschlecht der Sterblichen scheint mir immer tiefer in Schlechtigkeit zu versinken, an Tugenden ärmer zu werden; wenn auch nicht weniger unterrichtet, als in vorigen Zeitaltern, doch immer kraftloser zu werden an Hervorbringung großer Gedanken und Thaten. Du selbst wirst bekennen müssen, daß sich diese Altersschwäche des menschlichen Geschlechts in allen Künsten und Wissenschaften fundthut. Nirgends eigene Erfindung, nirgends eigenthümliche Schöpfung; allenthalben Nachbeterei der Alten, oder ödes blödes Geschwäg. Warum bringt die Natur nicht Redner, Dichter, oder Geschichtschreiber, oder Maler, Baumeister, Bildhauer und andere Meister mehr hervor, wie in frühern Zeiten? Sieh' an,

unsere Tage! Welch ein unruhiges Treiben, Irren und Schwanken ohne Kraft! Welch ein weinerliches Wesen in der herrschend werdenden Denkart der Menschen! Welch ein allgemeines Gähren in den Völkern ohne Sinn und Zweck! Es ist eine Gährung, die der Fäulniß vorangeht. Die Hefen heben sich vom Boden nach oben, und drücken das Hohe in die Tiefe. Ich glaube, Freund, es will in der Menschheit Abend werden."

"Vielleicht auch ein neuer Morgen!" sagte Chrysaores: "Denn wenn ich die letzten Jahrhunderte vergleiche mit den frühern, erblicke ich nichts, als Nacht. Vielleicht wird sie noch finsterner werden. Aber so muß es kommen. Doch eins weiß ich, mein Herr und Kaiser, die Sonne rüstet sich zum Aufgang. Das Gähren der Völker ist nicht das Gähren der Fäulniß, sondern der Verjüngung. Der trübe Most will sich zum hellen Weine läutern. Aller Tod ist Vater jungen Lebens."

"Ohne Bild gesprochen, Chrysaores!" rief Diocletian: "Du erkennest also auch, es ist heutiges Tages nicht, wie sonst. Das Leben der Welt ist nicht so froh und frisch, wie ehemals, sondern ernst und düster und verworren; man weiß nicht, wo hinaus es damit will? Die alten Ordnungen brechen immer zusammen, und was neu aufkömmt, ist nicht haltbar, oft ganz unsinnig. Die Menschen scheiden sich, und parteien und hassen sich, und führen heimlichen Gedankenkrieg um Einbildungen und Träume. Es ist ein peinliches, unseliges Thun. Und doch konnt' ichs mit aller meiner Macht nicht ändern. Sprich, von wannen stammt dieser Unfug?"

"Aus dem Tode der öffentlichen Freiheit!" antwortete Chrysaores: "Denn die Barbaren, welche nie der Freiheit genossen, haben nie bewundernswürdige Gedanken und Thaten hervorgebracht; wohl aber die Griechen, so lange sie sich in Freiheit entfalten konnten, bis sie nach Alexander in Knechtschaft sanken."

So auch Rom, welches in That und Weisheit prangte, so lange es frei war. Als es die alte Tugend mit der Wollust der besiegten Barbaren vertauschte, ging die Freiheit unter. Da kamen die Gewaltherrscher, da die Cäsaren. Sie ließen wohl dem Volke Alles, um auf dem Felde sich beschäftigen, in den Werkstätten arbeiten, in Spielen und Ueppigkeiten sinnliches Gelüst stillen zu können. Aber verboten ward das Gelüst des Geistes nach höhern Dingen, nach dem Recht, Mensch zu sein, wie Cäsar selbst ist.“

Diocletian schüttelte bei dieser Rede das graue Haupt mit ungläubigem Lächeln. Als der Peloponesier solches bemerkte, sprach er: „Wie, mein Herr und Kaiser, du zweifelst? Warum denn blühten Griechenland und Rom, ehe sie in Knechtschaft fielen, und blühten nachher nie wieder? Weil in freien Verhältnissen jeglicher Mensch gilt, was er werth ist; weil er seine ewige, allen Menschen gleiche Würde fühlt; weil er sich ungehemmt zu dem entfaltet, was er nach seiner Natur werden kann, und also in Gedanken und Werk zum Großen und Göttlichen aufstrebt, weil solches der Trieb jedes Gemüths ist. — Wenn aber die Tyrannei aufkömmt, welche die Freiheit Anderer hasset, um als Tyrannei bestehen zu können: dann will sie, was der Mensch Hohes und Göttliches hat, für sich behalten, nämlich die Freiheit; und der übrigen Welt weist sie Bedürfniß und Wohlsein des thierischen, niedrigen Lebens an. Sie ist die Gottheit, das übrige Menschengeschlecht Staub; der Thron ist die Hauptsache, alles Uebrige Werkzeug zu dessen Verherrlichung; der Staat ist Zweck, und das Volk das dazu geborne Mittel. Wenn aber die Menschen nicht mehr gelten nach dem Werth, welchen ihnen die Natur gegeben, sondern nach dem, welchen man ihnen für den Thron gibt; wenn sie für kein Vaterland mehr, sondern für ein Handwerk, ein Ackerfeld oder ein Amt,

die Herrlichkeit ihrer Gaben entfalten: dann müssen die Künste der gemeinen Lebensbequemlichkeit hervorsteigen, und die göttlichsten werden sinken. Dann werden Pinsel, Meißel nach Lohn gehen, nicht nach dem Ewigschönen, und nicht mehr dem Urschönen, sondern dem Gelde gehorchen. Dann kriechen die Wissenschaften vergötternd um den Stuhl der Tyrannei; und nicht derjenige umarmt sie, den der Genius ruft und weiht, sondern der, welcher Brod sucht, oder welcher, durch seinen Standpunkt näher oder ferner dem Throne, die Weihe empfangen zu haben wähnt. So verderben die Wissenschaften zu Maulwerken, so die göttlichen Künste zu Handwerken, jene heiligen Quellen des Guten und Schönen! Das bessere Leben erstirbt und erstickt im Schlamm gemeiner Sorgen um leibliche Lust. Man ahnet nicht mehr, wie etwas gut sein könne um seines Selbsts willen. Das Gute und das Schöne, das Wahre und Gerechte, der Muth und die Tugend gefallen bloß, in so fern sie noch wozu nützen. Und wozu? Zur Geldmacherei, zum Kitzel der Eitelkeit, zur Vermannigfaltigung des Wohllebens! Aber wie sollte der Mensch auch, was irgend Göttliches lebt, um des Göttlichen willen lieben können, wenn er selber den Zweck seines Lebens eingebüßt hat, und nicht mehr seines Selbsts willen da ist, sondern für den Thron des Gewaltherrn, oder für die Erdscholle, den Webstuhl, den Ambos oder die Schreibstube geboren ist!

Hier unterbrach Diocletian den Redenden und sprach: „Möchtest du das Nützliche aus der Welt verbannen?“

„Keineswegs, o Herr!“ erwiderte Chrysaoros: „denn wir sind sinnlicher Natur und bedürfen desselben. Die Thiere suchen auch nach dem, was ihnen nützt, und sind gleichgültig gegen das, was ihnen nicht hilft, Hunger oder Wollust zu stillen. Sie haben, gleich jenen Menschen, die der göttlichen Freiheit entbehren, keine Ahnung von Liebe des Schönen, des Wahren und Guten, und

von der Verachtung aller irdischen Güter für diese himmlischen Dinge. Nur was ihnen wozu nützt, hat Werth für sie. — Aber der Mensch soll nicht Thier bleiben. Wir sind göttlichen Geschlechts! Aber dieses ist es, welches von der Tyrannei gehaßt wird. Denn die Tyrannei will allein Gottheit heißen; sie allein herrschen; für sich die Völker geschaffen sehen; — nichts Aehnliches neben sich dulden, nichts Höheres über sich.“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Kaiser, „ob ich dich begreife? Was würde ein Staat werden, in welchem das Nützliche, z. B. Gewerbe, Kunst und Handel, aufhörten, das Wichtigste zu sein?“

„Er würde,“ sagte der Weltweise, „ein neues Rom, ein neues Griechenland werden. Die Liebe des Vaterlandes, die Liebe der Tugend und das heitere Gefühl des Daseins würden dann das Wichtigste werden. Nicht aufhören sollen und werden die nützlichen Beschäftigungen der Völker, aber nie das Wichtigste derselben sein. Wo sie das Wichtigste sind, wie heutiges Tages unter uns, da verlieren die Völker ihr Edelstes, und werden zugleich ärmer, als zuvor. Denn im ewigen Erschöpfen ihrer Kraft, um gemeine Lebensbedürfnisse zu stillen, vermehren sie das Bedürfnis. Doch nur der ist reich, der mehr hat, als er bedarf; oder besser, der ist's, welcher weniger bedarf, als er hat. Daher Völker, welche weniger bedürfen und mit Wenigem genügsam sind, sich auch zur Erkenntnis und Genießung des Edlern aufrichten können, weil sie dafür Zeit erübrigen. Im hohen Alterthum, da das Bedürfnis der Sterblichen noch höchst einfach war, standen sie der Gottheit näher und wußten sie von göttlichen Dingen mehr, als von den Geheimnissen der Kochkunst zu sagen, oder von neuen Stoffen und Formen der Kleider, worin wir sie übertreffen.“

„Du wirst mir immer dunkler, Chrysaores!“ rief Diocletian: „Möchtest du uns wieder zurückschicken in die halbnackte Urwelt, da man sich in rohe Thierfelle wickelte und rohe Wurzeln aß?“

„Das nicht; aber zurückführen möcht' ich die Menschheit wieder zum Wahren und Natürlichen!“ antwortete Chrysaores: „Zurück zur Verachtung des Entbehrlichen und Wiederliebgewinnung des Unentbehrlichen, nämlich des Göttlichen. Seit die Menschheit von diesem abfiel, oder, was dasselbe ist, von der Natur, ward Alles verkünstelt, und die Tyrannei vollendete das Wiederbringen der Barbarei.“

„Es muß doch Einer herrschen?“

— Das Gesetz!

„Und wer soll es geben?“

— Das Volk, welches darnach leben soll, durch seine Redlichsten und Einsichtvollsten, die es kennt.

„Wie? und was sollen die Cäsaren auf dem Thron?“

— Die Heiligkeit des Gesetzes bewachen, und die Wirkungen desselben befördern!

„Ha!“ rief Diocletian: „Lustgespinnste aus der Schule, die nicht in die Wirklichkeit gehören!“

Chrysaores lächelte und versetzte: „In der That, Cäsar, das bessere Leben der alten Welt wohnt nur noch in den Werken des Alterthums, und diese werden nur noch in den Schulen bewahrt. Aber aus der Schule wird das Bessere wieder in die Wirklichkeit zurücktreten, worin es einst gestanden ist, sobald ein Fürst auf den Thron steigt, welcher den Unterthanen gestattet, Menschen zu sein. Und die Zeit, in der wir leben, bereitet Auferstehungen vor.“

Der Kaiser machte eine verneinende Bewegung seines Hauptes und sagte: „Nicht die, welche du erwartest. Ja, die Zeit bereitet große Dinge vor, nicht Auferstehungen, sondern Gräber. — Ich sehe es, den Untergang des Throns, die Zersplitterung des Reichs! Es ist ein stiller Wahnsinn in den Völkern, welcher von Jahr zu Jahr gemeiner wird, und die Verwüstung aller Altäre,

aller Ordnungen der bürgerlichen Welt droht. Du weißt es, Chrysaores, welchen Wahnsinn ich meine. Es ist der aus Judäa gekommene, von einer jüdischen Partei verbreitete Aberglaube. Ich sollte ihn vielmehr Unglauben nennen, weil er aller Ehrfurcht vor den ewigen Göttern entsagt hat, und mit frevelvollem Undank ihnen die gebührenden Opfer entzieht."

"Du sprichst von dem Glauben der Christen, Imperator?" fragte der Weltweise.

"Allerdings, wenn Unglaube oder Aberglaube auch Glaube genannt werden darf!" antwortete der Kaiser: "Worin nun, sage mir, liegt der Zauber, welchen die Meinung jener Schwärmer auf die Welt macht? Er wuchert mit unbegreiflicher Schnelligkeit umher von Volk zu Volk. Ihre Hartnäckigkeit vereitelte die dagegen aufgebotene Strenge meiner Vorfahren und meiner eigenen Macht."

"Vater der Cäsaren," rief Chrysaores, "du hast mir geboten, mit freimüthiger Offenheit vor dir zu reden. Ich will dir meine Ansicht dieses merkwürdigen Strebens und Gährens im Geist der Völker nicht verhehlen. In der Lehre der Christen muß nothwendig mehr, als Schwärmerei oder Unsinn enthalten sein; denn ich bemerke, daß nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die Vornehmern, nicht nur Unwissende, sondern auch Gelehrte, nicht nur Jünglinge, sondern auch besonnene Greise sich zur Lehre der Christen mit Ueberzeugung bekennen. Sie thun nichts Unanständiges, nichts Lasterhaftes, vielmehr befeißigen sie sich eines stillen, redlichen Wandels. Das kann unmöglich Frucht einer Thorheit sein: man möchte sonst irre an der Weisheit werden. Wohl verlassen sie die alten Tempel und Altäre der Götter, weil sie an einen einzigen, unsichtbaren, allwaltenden Gott glauben. Und, Cäsar, bist du nicht selbst überzeugt, daß die Bildsäulen unserer Götter Bildsäulen sind und keine Götter? daß sie nur auf

die höhere, verborgene Gottheit hinaufdeuten? Dies ist eine Wahrheit, welche schon längst in den Schulen der Weisen, wenn auch nur mit großer Vorsicht, gelehrt ward; eine Wahrheit, die heimlich jeder anerkennt, welcher sich in seinem Wissen vom rohen Pöbel unterscheidet. Und diese Wahrheit dringt durch das Christenthum in die Völker und wird täglich herrschender."

"Eben das ist das Schädliche; das ist's, was die Ruhe der Welt, was die gesammten, bisher bestandenen Ordnungen der Dinge mit Umsturz bedroht!" sagte Diocletian: "Nicht alle Wahrheiten sind gut, unter das Volk verbreitet zu werden. Wohin soll es kommen, wenn die Altäre zerfallen, und die Furcht vor den Göttern verschwindet? Was soll noch jene rohe Menge im Zaum halten, die kaum aus Scheu vor den sichtbaren Göttern Recht thut, geschweige vor unsichtbaren? — Gestatten die Cäsaren die ungestörte Verbreitung solcher Grundsätze, so werden sie zuletzt selbst, wie die bisherigen Götter, vom Throne gestossen werden."

"Du gestandest aber diesen Grundsätzen Wahrheit zu, die sich nicht läugnen lasse!" bemerkte Chrysaores.

Diocletian erwiderte: "Freund, Vieles ist in der Schule unschädlich, was auf den Gassen Anstoß bringt; Vieles an und für sich richtig, was ins gemeine Leben nicht hineintaugt, sondern Verwirrung stiftet. Jene Wahrheit, wenn sie auch an sich Wahrheit ist, ist eine von denen, welche alle Bande der Ordnung auflöst, und die bestehende Verfassung des Reichs in den Grundtiefen zerstört. Darum muß sie mit allen Mitteln, die in der Gewalt der Cäsaren liegen, unterdrückt werden."

Chrysaores fragte darauf: "Wenn deine geheiligte Person, o Cäsar, ein Mitglied des gemeinen Volks wäre, und ein obrigkeitlicher Befehl jene Wahrheit Betrug hieße, — würde sie darum in dir aufhören können Wahrheit zu sein? Und wenn man dich mit Todesstrafe bedrohte, deine Ueberzeugungen abzu-

legen, würdest du sie ablegen und dich vom Gegentheil überzeugt halten können? — Siehe, o Cäsar, so ist's im Volk. Gefängnisse, Verbannungen, Verstoßung von Würden und Aemtern, selbst Hinrichtungen sind eitel, um herrschend werdende Ueberzeugungen auszurotten. Gegen die geistige Allmacht hilft nicht die Gewalt des Eisens, nicht des Goldes; — jene siegt, denn sie ist von göttlicher Abkunft.“

„Aber wenn nun, unter solchen Grundsätzen und Lehren, der Geist der Völker den bestehenden Ordnungen des Staats fremd wird?“ fragte der Imperator.

Chrysaoros antwortete: „So werden diese Ordnungen auch der Welt fremd, und sie werden, als nicht mehr zum Leben der Welt gehörend, ohne alle Gewalt, durch ihre eigene Morscheit, zusammenbrechen. Die Ueberzeugungen des menschlichen Geschlechts sind das Leben und Gesetz desselben; alle bürgerlichen sichtbaren Stiftungen empfangen von diesen Ueberzeugungen das Zeichen des Werthes oder Unwerthes, Leben oder Tod. Der Fürst, welcher gegen die Ueberzeugungen des Zeitalters kämpft, steht als Fremdling darin. Seine Vernunft ist nicht mehr die Vernunft des menschlichen Geschlechts. Er wird als ein Boshafter verhaßt, oder als ein Thor verspottet werden.“

„Und wozu soll dies führen?“ rief Diocletian.

„Der Fürst hat größere Gewalt,“ erwiederte Chrysaoros, „als der Unterthan; aber das menschliche Geschlecht hat größere Gewalt, als der Fürst. Wenn die Grundsätze, welche heut' geächtet und verfolgt, im Dunkeln verbreitet, so allgemein worden sind, daß sie sich nicht mehr verbergen lassen: dann wird ein kluger Fürst kommen und sie heilig erklären, und mächtiger durch sie werden, als alle seines Gleichen*). Wir meinen, die Welt

*) Dies geschah in der That, und zwar schon ein Jahr vor Diocletians

müsse untergehen, wenn das nicht mehr ist, was bisher bestand. Aber sie wird nur ein Winterkleid abstreifen und den frischen Frühlings Schmuck anthun.“

Der Cäsar schwieg einige Augenblicke nachdenkend und sprach dann: „Es scheint also, Chrysaores, du habest die strengen Maßregeln mißbilligt, mit denen ich den überhandnehmenden Unfug unterdrücken wollte, welcher durch die freien oder frechen Gesinnungen der Menschen im Reich verbreitet zu werden drohte? Du hältst also die Meinungsgrillen der Christen für mehr, als Schwärzerei und Schwindelei? Ich konnte nie, und kann jetzt noch nicht diese im Finstern schleichenden Rotten achten, welche die Ruhe der Völker stören, obwohl mehrere einsichtsvolle, auch zum Theil rechtschaffene Männer zu ihnen gehören. Eben diese aber sind die Gefährlichsten, und eben sie ließ ich durch meine Befehlshaber und Gerichte in den Provinzen am strengsten verfolgen. Rede offen, was würdest du gethan haben an meiner Stelle, auf dem Throne?“

„Vater der Cäsaren,“ rief Chrysaores, „wer unter den Sterblichen könnte eine Frage, wie diese, beantworten? Der Fürst ist ein Gewaltiger, aber der Gewaltigste bleibt das Werkzeug einer höhern, unsichtbaren und weisen Weltlenkung. Du hast nicht deinen, sondern den Zweck der höhern Weltlenkung, durch Verfolgung der Christen, befördert. Du hast Meinungen bestraft, nicht widerlegt, darum leben sie fort. Du hast Ueberzeugungen verfolgt, und sie damit durch Geräusch auch denen bekannt gemacht, welche sie nicht kannten. Du hast das Christenthum, wider deinen Willen, verbreitet, das du auszurotten gedachtest; und unter allen Völkern jenen Grundsätzen und Ueberzeugungen

Tode, durch Constantin den Großen, der eben damit das Reich und den Beinamen des Großen gewann.

Lebendigkeit gegeben und Stärke, die du zu lähmen oder zu tödten glaubtest. "

Der Cäsar nickte ernst mit dem grauen Haupte eine Art Beifalls und sagte: „Ich weiß, daß ich allein leider zu schwach gegen das Verderbniß dieses heillosen Zeitalters stritt. "

„Die Völker der Erde werden nun aber behaupten und künftigen Jahrhunderten sagen,“ erwiderte Chrysaores, „daß du nicht wider, sondern für das Verderbniß des Zeitalters gestritten habest. Denn du habest für das gestritten, was nicht mehr zum Sinn und Heil der Völker passend, folglich verdorben und unhaltbar geworden; und habest dich aufgelehnt gegen das Bedürfniß des menschlichen Geschlechts, welches sich laut verkündet. "

„Und was denn wäre dies sogenannte Bedürfniß des menschlichen Geschlechts?“ fragte der kaiserliche Greis mit einem etwas spöttischen Lächeln.

„Menschen zu sein!“ antwortete der Weltweise. — — —